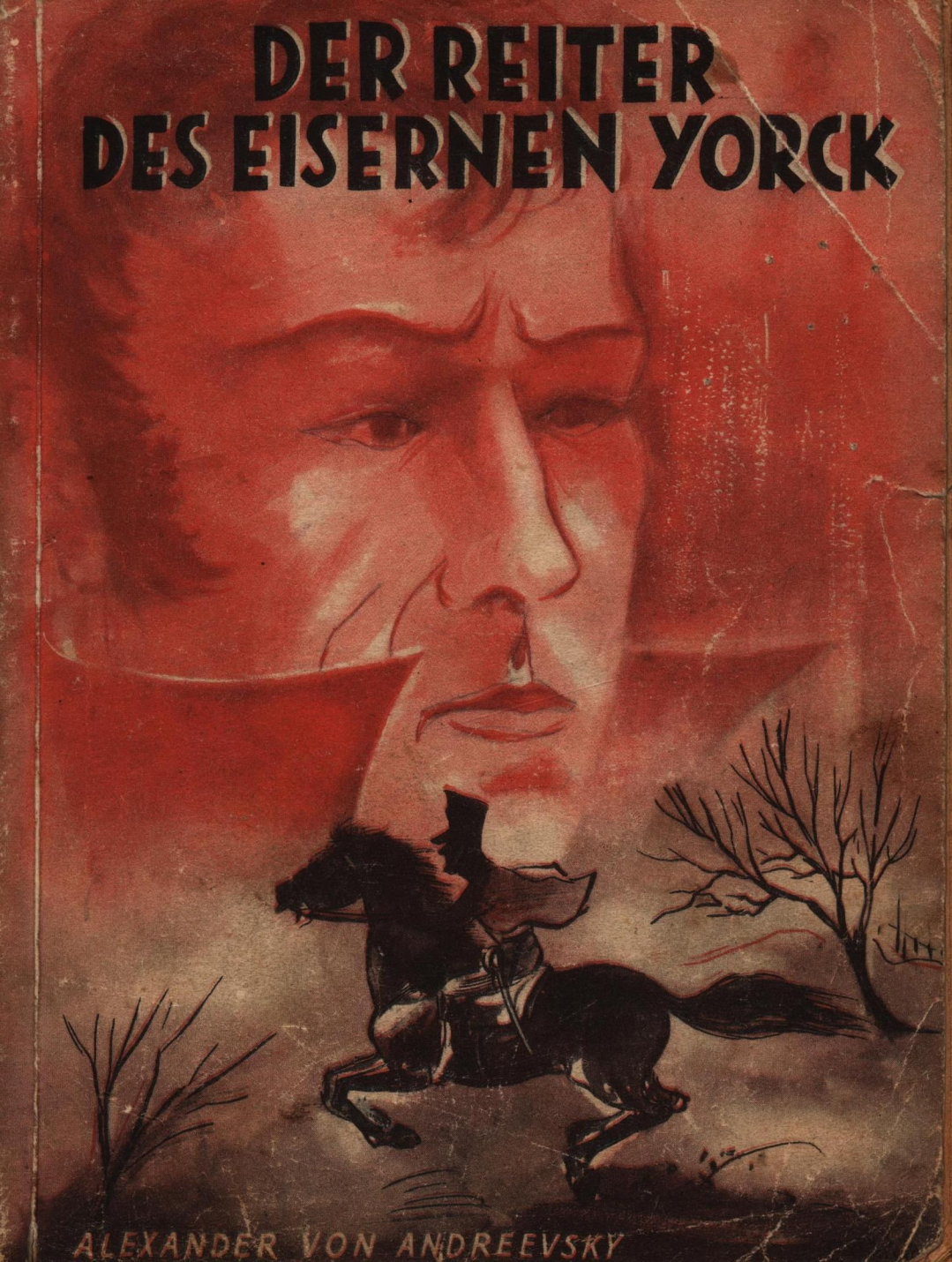
DER REITER DES EISERNEN YORCK



ALEXANDER VON ANDREEVSKY

Der Reiter des eisernen Yorck

von

Alexander von Andreevsky

1940

VERLAG CARL CURTIUS · BERLIN W 9

Titelzeichnung und Illustrationen von H. Thiele
Alle Rechte, insbesondere der Rundfunksendung und Verfilmung, vorbehalten
Gedruckt bei Dr. Güntz-Druck, Dresden

DIE HAUPTPERSONEN UNSERES ROMANS:

Premierleutnant Herbert von Graefe
der Reiter des eisernen Yorck

Leutnant von Brandt

Henriette Waltz

Generalgouverneur Graf Rostopschin

Leutnant Alexej Michailowitsch Demidow
sein Adjutant

Nadeschda Petrowna, genannt Nadine

Zar Alexander von Rußland

Freiherr vom Stein

Napoleon

Murat

I

Ein blaßblauer, grünlich schimmernder, wolkenloser Herbsthimmel spannt sich über die majestätische Zarenresidenz Sankt Petersburg. Langsam rollen die blaugrauen Wellen der Newa und zerschlagen sich an den Granitmauern des hochgeschwungenen Kais.

Wie immer bei schönem Wetter ist der Newakai an diesem herrlichen Septembertag des Jahres 1812 der Treffpunkt einer recht gemischten Gesellschaft. Der gute Ton und die Mode verlangen, daß der Adel und die Kaufmannschaft sich hier zeigen. So erscheinen die Petersburger Lebemänner täglich am Newakai. Sie promenieren mit den Hüten unter der Achsel und plaudern mit schönen Frauen, während Kaufleute und weniger vornehme Personen sich im Hintergrund aufhalten, ohne es zu wagen, sich mit der Aristokratie zu vermischen.

In einem Eckfenster des prunkvollen Barockbaues, der als Winterpalais die Zarenmacht würdig repräsentiert, steht ein etwa fünfunddreißigjähriger Offizier in weißer Uniform. Es ist Zar Alexander, der Herrscher des unermeßlichen russischen Reiches. Trotz seines besten männlichen Alters wirkt der blonde Kopf des Zaren nahezu mädchenhaft. Lange Wimpern beschatten graublaue Augen, die das Bild der Großmutter des Zaren, der großen Katharina, in Erinnerung rufen.

Mißmutig sieht der Zar, der das Treiben am Newakai genau beobachten kann, auf die elegant gekleidete Menge. Diese Leute haben keine Sorgen! Sie promenieren und unterhalten sich, als wenn nichts geschehen wäre. Dabei ist der Feind ins Innere Rußlands eingedrungen! Der ganze Westen Europas ist gegen den Osten im Anmarsch!

Ein Hoffurier meldet dem Zaren: „Exzellenz vom Stein bittet um Audienz, Majestät!"

„Ich lasse bitten!“ sagt der Zar, und geht eilig zu seinem Schreibtisch. Der Schreibtisch aus kostbarem Mahagoni ist das einzige wertvolle Stück in dem Raum, der im Gegensatz zu den prunkvollen, mit Marmor und Malachit ausgelegten Sälen des repräsentativen Baues mit größter Einfachheit ausgestattet ist. Drei Sessel, ein Sofa — das ist alles. Hinter dem Schreibtisch hängt das einzige Bild im ganzen Zimmer. Ein Porträt Peters des Großen.

Freiherr vom Stein, der, aus Preußen auf Wunsch Napoleons ausgewiesen, am Hofe des Zaren gastlich freundliche Aufnahme gefunden hat, tritt ein. Dem Zaren fällt wieder die Ähnlichkeit dieses Mannes mit Goethe auf. Nur die Nase des Freiherrn ist gewaltiger und beherrscht das ganze Gesicht.

„Ich habe Sie zu mir gebeten, mein lieber Stein“, beginnt der Zar mit der ihm eigenen weich einschmeichelnden Stimme, „um mitten im Kriege eine friedliche Arbeit in Angriff zu nehmen. So unwahrscheinlich es auch klingen mag, Rußland besitzt bis jetzt kein Gesetzbuch. Auch auf diesem Gebiet können wir von Preußen lernen. Peter der Große, mein erlauchter Ahnherr, hat preußische Gelehrte in die von ihm gegründete Akademie der Wissenschaften berufen. Nun, die Russen hatten damals noch wenig Verständnis für die Segnungen der abendländischen Kultur. Die ersten Schüler schliefen seelenruhig während der Vorlesungen.“

Der Zar hält inne. Er macht eine Handbewegung, als wenn er einen quälenden Gedanken verscheuchen möchte. „Apropos — Preußen! Es ist eine Ironie des Schicksals, daß mein Vetter (Monarchen nannten sich zu jener Zeit untereinander Vetter, auch wenn sie nicht verwandt waren) Friedrich Wilhelm gegen mich ins Feld zieht.“

„Unter hartem, ja übermenschlichem Zwang, Majestät!“ erlaubt sich Stein einzuwenden.

Der Zar überhört die Bemerkung und will weiterreden. Stein, der mit dem Zaren auf vertrautem Fuß steht, fällt ihm ins Wort.

„Darf ich Majestät daran erinnern, daß vor einem Jahre Scharnhorst nach Petersburg gekommen war, um Eure Majestät zu bewegen, gleichzeitig mit Preußen den Krieg an Frankreich zu erklären und schleunigst ein starkes Heer in Preußen einrücken zu lassen, das dann Schulter an Schulter mit den Preußen gegen Napoleon kämpfen sollte.“

„Ich war damals fest entschlossen“, sagt der Zar sichtlich bewegt, „einen Krieg nur innerhalb meiner Landesgrenzen auszufechten und

nur dann, wenn der Franzosenkaiser mich angreifen würde. Ich war fest überzeugt, daß Preußen im Falle eines Krieges sofort überrannt würde und daß ich meine Truppen besser im eigenen Lande benutzen könnte. Warum hat Preußen nicht vor der Schlacht bei Austerlitz im unglückseligen Jahre 1805 eingegriffen und dem Kaiser die Verbindung nach Westen abgeschnitten?"

„Der König von Preußen verfolgte eine Politik des Friedens um jeden Preis", erklärt Stein.

Der Zar fährt aufgeregt fort: „Damals war der Augenblick für Preußens Losschlagen gegeben. Napoleon hätte mit seinem geschwächten Heer zwischen zwei gewaltigen, ihm an Zahl dreifach überlegenen Armeen gestanden. Die süddeutschen Staaten hätten vor einem energischen Auftreten Preußens stillgehalten. Alle Mittel für die Weiterführung des Krieges wären Napoleon abgeschnitten gewesen. Der Ausgang ist gar nicht zu ermessen. Statt dessen mußte ich Austerlitz erleben."

Bei der bitteren Erinnerung steigt dem Zaren eine schwache Röte ins Gesicht. Nach der schmachvollen Niederlage von Austerlitz war der Zar auf der kopflosen Flucht seiner Armee vom Pferde gestiegen, hatte sich auf die feuchte Erde unter einen Baum geworfen und eine Stunde lang in Verzweiflung geschluchzt.

„Immer noch keine Nachrichten aus Moskau, Majestät?" versuchte Stein das Gespräch von dem für den Zaren peinlichen Thema abzulenken.

„Noch nicht", sagt der Zar kurz und geht ans Fenster. „Meine Moskauer", fährt er leise fort, „haben mehr Patriotismus gezeigt als die Petersburger." Eine Karosse mit vergoldeten Rädern und Federn, mit buntgeschmückten langmähnigen Pferden, mit scharlachrotem, vergoldetem Geschirr saust am Winterpalais vorbei. „Sehen Sie sich die Leute an, die in dieser Karosse sitzen, bei Gott, die beiden jungen Leute sind geschminkt! Sie haben sich das Gesicht weiß angemalt und die Augenbrauen gefärbt. Das ist heute die französische Mode."

Der Zar geht wieder an seinen Schreibtisch zurück. „Was ist die eigentliche Ursache des Krieges?" fragt Alexander und holt ein Schriftstück aus dem Schreibtisch hervor. „Die Kontinentalsperre gegen England, die meine Ausfuhr erdrosselt, hat mich gezwungen, zu den Waffen zu greifen. Wer ist aber an der Kontinentalsperre schuld? Hier ist eine Denkschrift Talleyrands, die mir Napoleon noch in Tilsit gegeben hat. Sie ist sehr aufschlußreich. Soll ich sie Ihnen vorlesen?"

„Ich bin ganz Ohr, Majestät", erwidert Stein.

Der Zar beginnt auf seinem Schreibtisch das Schreibzeug zu ordnen — ein Zeichen innerer Erregung, wie Stein weiß. Dann fängt Alexander an zu lesen.

„Europa hat seinen wachsenden Wohlstand, der trotz aller Kriege im Blühen begriffen war, der Achtung vor den Gesetzen des Völkerrechtes zu verdanken. Nur England hat an den Gepflogenheiten barbarischer Zeiten festgehalten und sie neuerdings wieder ins Leben gerufen. England hat das Blockaderecht auf unbefestigte Handelsstädte, Häfen und Flußmündungen ausgedehnt."

„Das ist sehr richtig, Majestät. Als Preußen im Frühjahr 1806 Hannover in Besitz nahm, brachten englische Kriegsschiffe innerhalb weniger Wochen über vierhundert Kauffahrer auf, und die Verluste des preußischen Handels beliefen sich auf mehr als sieben Millionen Taler."

Der Zar liest weiter: „Gegenüber einer solchen Macht, die auf die Art ihre Verachtung für alle Ideen der Gerechtigkeit und alle menschlichen Gefühle überhaupt beweist, kann man nichts anderes tun, als sich selber einen Augenblick zu vergessen, um eine solche Macht zu zwingen, diese Idee nicht weiter mit Füßen zu treten."

Der Zar, der in große Aufregung geraten ist, geht wieder ans Fenster. „Immer noch keine Nachricht aus Moskau", flüstert er.

„Wie dem auch sei, Majestät", meint Stein, „zunächst gilt es, Napoleon aus dem Lande zu jagen. Die einzige Möglichkeit dazu ist ... eine Verständigung mit Preußen."

„Der Preußenkönig", erwidert der Zar plötzlich in einem sehr scharfen Ton, „ist zu meinen Feinden übergegangen, wie soll ich eine Annäherung an ihn suchen? Und vor allem, wo soll ich sie finden?"

Stein will antworten, in diesem Augenblick stürzt der Hoffurier ins Zimmer: „Verzeihung, Majestät, ein Kurier ist da und läßt sich nicht abweisen. Er will Eure Majestät sofort sprechen."

Der Zar, der sich wieder an den Schreibtisch gesetzt hat, springt auf: „Ein Kurier! Laß ihn sofort eintreten!"

„Darf ich mich verabschieden, Majestät?" fragt Stein.

„Sie sollen alles hören, ich bitte Sie zu bleiben!"

„Ich danke für das Vertrauen, Majestät."

Ein Offizier in verstaubter Uniform wird hereingeführt: „Leutnant Fürst Wiasemsky, mit Eilpost vom Grafen Rostopschin aus Moskau, zu Befehl, Majestät!“

Der Leutnant schlägt die Hacken zusammen, während der Zar ihm den Brief buchstäblich aus der Hand reißt. Kaum hat er die ersten Zeilen gelesen, als seine blauen Augen sich mit Tränen füllen.

„Hören Sie zu, Stein, was mir der Generalgouverneur von Moskau schreibt“, sagt der Zar stockend. „Es heißt in diesem Brief: ‚Ein Adjutant des Fürsten Kutusow hat mir ein Schreiben überbracht, in dem der Fürst Polizeioffiziere verlangt, um die Armee durch die Stadt Moskau auf die Straße nach Rjasan zu führen. Der Fürst sagt, daß er Moskau aufgeben müsse. Das Benehmen Kutusows entscheidet über das Schicksal der Hauptstadt und des ganzen Reiches. Rußland wird schaudern, wenn es die Räumung Moskaus erfährt, wo selbst sich die ganze Größe Rußlands vereinigt und der Staub der Vorfahren Eurer Majestät ruht. Ich folge der Armee. Ich führe alles mit fort. Mir bleibt nur übrig, das Vaterland zu beweinen.‘“

„Das ist eine recht traurige Nachricht, Majestät. Der Verlust Moskaus ist einer Katastrophe gleich.“

Der Zar geht im Zimmer auf und ab — was er sonst nie zu tun pflegt.

„Wie konnte Kutusow die Stadt räumen?“ fragt der Zar den Kurier. „Erzähl mir, wie das möglich war.“ (Der Zar sagt zu allen Offizieren du.)

„Darüber bin ich nicht unterrichtet, Majestät.“

„Hat man nicht einmal eine Schlacht gewagt? Der Adel hat doch Rekruten von seinen Gütern gestellt. Mit voller Ausrüstung dazu. Die Subskription unter dem Adel hat in kürzester Zeit an die drei Millionen Rubel eingebracht. Ich habe mit einer Rekrutenarmee von mindest zweiunddreißigtausend Mann gerechnet.“

„Am letzten Augusttage“, berichtet der Kurier, „haben sich etwa dreißigtausend Mann auf den drei Bergen in der Nähe von Moskau versammelt. Graf Rostopschin hatte die Bevölkerung ersucht, im Namen der Mutter Gottes, Moskau und seine Kirchen vor den Eindringlingen zu schützen. Das einfache Volk war seiner Aufforderung gefolgt. Die Leute marschierten mit Lanzen, Gabeln und Beilen nach den drei Bergen, um das heilige Moskau vor dem Feind zu schützen. Sie riefen einstimmig: ‚Es lebe unser Väterchen, Zar Alexander.‘“

„Die kleinste Unterstützung dieser patriotischen Explosion, und Gott weiß, ob der Feind in Moskau einmarschiert wäre! Was geschah weiter?"

„Viele Zehntausende standen so eng zusammengedrängt, daß nicht ein Apfel zu Boden hätte fallen können, und blieben so von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang, ohne sich zu zerstreuen. In der Erwartung des Grafen Rostopschin, der ihnen versprochen hatte, sie zum Kampfe zu führen."

„Und wo war der Feldmarschall Kutusow?"

„Im Großen Hauptquartier, Majestät, im Dorfe Fili bei Moskau."

„Und Rostopschin?"

„Weder Graf Rostopschin noch der Feldmarschall waren erschienen. So löste sich die bewaffnete Menge auf. Alle gingen in traurigster Stimmung nach Hause. Die Unruhe im Volke war sehr stark. Man konnte sich nicht vorstellen, daß Moskau geräumt würde."

„Gut. Du kannst gehen", sagte der Zar barsch.

Kaum ist der Kurier aus dem Zimmer, als der Zar auf einen Sessel fällt, das Gesicht mit beiden Händen verdeckt und erschüttert schluchzt. Genau wie damals nach der Niederlage von Austerlitz. Nur ist heute die Lage bedeutend tragischer. Denn der Feind steht im Herzen Rußlands.

Stein steht unbeweglich, ohne es zu wagen, ein Wort des Trostes hervorzubringen.

„Die Vorsehung verlangt von uns allen und besonders von mir große Opfer", bringt der Zar mühsam hervor. „Ich unterwerfe mich dem Willen der Vorsehung. Ich kann es nur nicht verstehen, wieso meine Truppen, ohne einen einzigen Schuß getan zu haben, durch Moskau zogen."

Der Zar stürzt zur Tür und ruft den Hoffurier. „Hol sofort den Kurier zurück."

Einige Minuten später steht der Leutnant leichenblaß vor dem Zaren.

„Ich will dich noch etwas fragen! In welcher Stimmung waren die Truppen, als sie durch Moskau marschierten?"

„Darf ich als Soldat offen reden, Majestät?"

„Ich fordere immer Aufrichtigkeit, aber jetzt bitte ich dich, erst recht die ganze unverhüllte Wahrheit zu sagen."

„Majestät, ich muß gestehen, ich verließ eine Armee, die sich bis zum letzten Soldaten in einer unbeschreiblichen Angst befand."

Der Zar wird dunkelrot vor Zorn: „Was sagst du, meine Armee in Angst?"

„Jawohl, Majestät, wir alle fürchten uns, daß Sie in der Güte Ihres Herzens Frieden schließen werden, und daß wir alle so der Erfüllung unseres heißesten Wunsches beraubt werden, uns mit dem Feinde zu schlagen und Eurer Majestät unsere Ergebenheit zu beweisen."

„Ich werde keinen Frieden schließen, ehe der letzte feindliche Soldat den Boden des Vaterlandes verlassen hat", erklärte der Zar, dessen Gesicht jetzt einen freundlicheren Ausdruck zeigt. „Geh und laß dir in der Kanzlei tausend Rubel Extraspesen auszahlen."

„Die letzten Worte des Mannes haben mir das Herz erleichtert, Stein. Ich werde den ganzen Adel im Lande und meine guten Bauern aufrufen, mich an ihre Spitze stellen und alle Mittel meines Reiches erschöpfen. Mein unermeßliches Land bietet mir mehr Hilfsmittel, als der Feind ahnt. Aber wenn meiner Familie durch das Schicksal und die Vorsehung nicht mehr vergönnt ist, auf dem Throne meiner Ahnen zu regieren, dann lasse ich, nachdem ich alle Kräfte erschöpft habe, meinen Bart so lang wachsen." Der Zar zeigt auf seinen Leib.

„Ich sehe einen Hoffnungsstrahl, Majestät, wenn ..."

„Es ist besser", fährt der Zar wie im Selbstgespräch fort, „im Inneren Sibiriens trockenes Brot zu essen, als die Schande meines Vaterlandes und meiner getreuen Untertanen, deren Opfer ich zu schätzen weiß, zu unterschreiben. Die Vorsehung prüft uns, wir wollen hoffen, daß Sie uns nicht verläßt!"

„Wozu den Bart wachsen lassen, Majestät", fragt Stein mit einem verständnisvoll feinem Lächeln, „wozu nach Sibirien ziehen?"

„Der Raum und die Zeit sind meine Verbündeten", erklärt der Zar. „Rußland wird unüberwindlich sein an der Wolga und gefährlich am Ural. Ich hätte den Kampf mit Napoleon nicht auszufechten brauchen, das sehe ich heute ein, wenn ich die Politik meines Vaters verfolgt hätte. Zar Paul wollte sich mit Napoleon, der damals noch erster Konsul war, verbünden. Gegen England! Mein Vater ist dem nordischen Bund der bewaffneten Neutralität beigetreten. England hat

dies mit der Bombardierung Kopenhagens und mit der Vernichtung der dänischen Flotte ohne Kriegserklärung im Hafen der dänischen Hauptstadt beantwortet. Dasselbe wollte Admiral Nelson bei uns vornehmen. Im Hintergrunde der europäischen Katastrophe erhebt sich immer der Schatten Englands. Auch jetzt wieder! Warum kämpft Napoleon gegen mich? Weil er über Rußland nach Indien vorstoßen will und dort England tödlich zu treffen gedenkt. Aber jetzt ist es zu spät, über Fehler, die gemacht worden sind, nachzudenken."

„Es ist nicht zu spät, Majestät."

Stein fühlt, daß der Augenblick für seinen Plan günstig ist.

„Die Lage Rußlands ist, ich will es vor Eurer Majestät nicht verhehlen, nahezu katastrophal. Moskau, das Heiligtum Rußlands, ist vom Feind besetzt. Freilich wird das patriotische Begeisterung hervorrufen. Die Schlüsselstellung in der militärischen Lage hat aber jetzt Preußen. Die wichtigste Aufgabe Eurer Majestät ist, einen vollkommenen Sieg zu erringen. Nur eine Zusammenarbeit mit Preußen kann diesen Sieg sichern."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Exzellenz", sagt der Zar diesmal förmlich, „daß Preußen zu meinen Feinden gehört. Die preußischen Hilfstruppen sind unter dem Kommando des Generals Yorck der großen Armee Napoleons gefolgt und nähern sich Riga."

„Also wäre es Aufgabe Eurer Majestät, gerade mit diesen preußischen Truppen einen Waffenstillstand zu schließen."

„Die Preußen gehorchen dem eisernen Gesetze der Pflicht. Wenn sie einmal in den Krieg auf Napoleons Seite eingetreten sind, werden sie ihn aus Pflichtgefühl bis zu Ende durchkämpfen."

„Die Stimmung in der preußischen Armee ist sehr geteilt. Eure Majestät wissen, wie viele Offiziere in russische Dienste eingetreten sind. Es sind nicht die schlechtesten. Ich brauche nur Gneisenau und Clausewitz zu nennen, Majestät. Die preußischen Truppen, ich bin fest davon überzeugt, kämpfen nur zähneknirschend auf der Seite des Gewaltherrschers, der mein Vaterland gedemütigt und ausgeplündert hat ..."

Der Zar schweigt einige Minuten. Das Schweigen wird bald unerträglich. Stein kennt den Charakter des Zaren und weiß, daß ein Wort alles verderben kann.

„Wie stellen Sie sich eine Annäherung an Preußen vor, Stein?" fragt dann der Zar zögernd.

„Wer steht den Yorckschen Truppen gegenüber, Eure Majestät?"

„In Riga kommandiert General Essen."

„Ein Oberbefehlshaber darf nicht die Initiative ergreifen. Man müßte die Verhandlungen in diskretester Weise mit dem preußischen Korps aufnehmen. Dazu wäre ein gescheiter Offizier in nicht allzu exponierter Stellung der gegebene Mann."

„Dem Stab des Generals Essen ist General Diebitsch zugeteilt; ein kluger Mann, dazu deutscher Herkunft. Seine Wiege hat in Schlesien gestanden. General Essen ist, trotz des deutschklingenden Namens, ein echter Russe", erläutert der Zar.

„Ich flehe Eure Majestät an, geben Sie dem General Diebitsch den Auftrag, auf irgendeine Weise Fühlung mit dem Yorckschen Korps zu nehmen. Das Weitere wird sich zeigen."

Im Augenblick der Entscheidung schwankt der Zar.

„Ich will mir Ihren Vorschlag noch einmal überlegen, Stein. Ich halte den Augenblick noch für verfrüht. Ich will weitere Nachrichten aus Moskau abwarten."

„Ich beschwöre Eure Majestät, diesen Gedanken nicht fallenzulassen."

Der Zar, der sich nicht gerne drängen läßt, macht eine leichte, abwehrende Bewegung. Müde läßt er sich in einen Sessel fallen. Stein versteht. Die Audienz ist beendet. Vom geplanten Gesetzbuch kann zunächst keine Rede sein.

Nachdem Stein das Zimmer verlassen hat, geht der Zar wieder ans Fenster. Der Kai ist immer noch von der Menschenmenge überfüllt. Kaufmannsfrauen, die an Stelle von Hüten altrussischen Kopfschmuck tragen, haben sich vor das Palais gestellt, um Väterchen Zar zu sehen. Sobald der Zar bemerkt, daß man ihn erblickt hat, verläßt er den Platz am Fenster.

In Gedanken versunken sitzt der Zar unbeweglich am Schreibtisch. Die Worte Steins bohren in seinem Gehirn.

Habe ich nicht in Potsdam den Sarg des großen Friedrich geküßt. Habe ich nicht dem Preußenkönig über den Sarg hinweg die Hand zum ewigen Bündnis gereicht?

II

Auf dem unweit Moskau gelegenen Riesengut Kuskowo des sagenhaft reichen Magnaten Graf Nikolai Petrowitsch Scheremetiew hat man bisher nicht viel vom Kriege und von dem Einmarsch feindlicher Truppen in Moskau gemerkt — auch wenn sich das Hauptquartier des Generalgouverneurs von Moskau Graf Rostopschin hier befindet. Das bedeutet keineswegs die Störung des normalen Lebenslaufes des Grafen Scheremetiew, der gewöhnt ist, Hunderte von Gästen auf Kuskowo zu bewirten und ihnen die erlesensten Mahlzeiten auf goldenem Geschirr servieren zu lassen. Die Pracht, die der Graf entfaltet, übertrifft die kühnste Phantasie, sein Gut gilt in Rußland als ein Wunder eines großzügigen und zugleich exzentrischen Geschmacks.

Die Familie Scheremetiew spielt seit Jahrhunderten eine Rolle am Zarenhof. Den Höhepunkt des Glanzes erreichten jedoch die Scheremetiew im Zeitalter der großen Katharina. So ist auch Graf Nikolai Petrowitsch noch ganz in der seltsamen widerspruchsvollen und bereits entschwundenen Epoche des russischen Rokoko verwurzelt. Französische Galanterie paart sich bei ihm mit asiatischer Verschlagenheit und unberechenbarer Launenhaftigkeit. Auf sein Gut Kuskowo ist er besonders stolz — auch wenn man den eigenartigen Namen in der Moskauer Gesellschaft belächelt. Das Wort Kuskowo bedeutet nämlich „zerstückelt". Als der Vater von Nikolai Petrowitsch die einzige Tochter eines steinreichen Fürsten — Reichtum kam zu Reichtum — heiratete, bekam er als Mitgift sämtliche Dörfer der Umgegend. Die Zahl der Bauern auf dem neuentstandenen Grundbesitz betrug achtzigtausend. Es war ein kleiner Staat!

Im Salon des Schlosses, das nach dem Plan des berühmten Architekten Wally erbaut ist, sitzt der Graf und nimmt den Bericht seines Haushofmeisters und Verwalters Stepanitsch entgegen. Die Wände

des Saales sind aus venezianischen Spiegeln errichtet. Durch die offene Tür sieht man in eine Flucht von prunkvollen Gemächern grünlich schimmernder Malachitwände, die mit kostbaren Gobelins bedeckt sind.

„Sind die Karussells und Schaukeln am Teich repariert?" fragt der Graf, indem er nach seiner Gewohnheit die Augen zusammenkneift. Sein volles Gesicht strahlt Zufriedenheit aus. Über solche Dinge wie Krieg ist Graf Nikolai Petrowitsch erhaben. Ein leidenschaftlicher, obwohl ziemlich blasierter Kavalier, dessen Passionen sich in Jagden, Pferden und Weibern erschöpfen, denkt er nur an die weitere Ausgestaltung seines zu einer Sehenswürdigkeit gewordenen Gutes.

„Die Arbeiten haben begonnen", berichtet der Haushofmeister, „dennoch ..."

„Dennoch ...? Was heißt dennoch?" Der Graf fährt auf, er duldet keinen Widerspruch.

„Mit Verlaub zu sagen, Durchlaucht (so wird ein Graf in Rußland angeredet), viele Leute sind zu der Armee nach Moskau gegangen."

„Verfluchte Wirtschaft! Daran habe ich gar nicht gedacht. Ich habe ja auch den Zaren Rekruten zur Verfügung gestellt. Also müssen wir mit der Arbeit warten?"

„Ich hoffe, mit den Leuten, die ich noch habe, in vierzehn Tagen fertig zu werden."

„Ich habe noch ein Projekt", beginnt der Graf, „das ich schleunigst verwirklicht sehen möchte! Schreibe dir alles auf und berichte mir über die Ausführungen. In den Hain möchte ich eine Laube bauen, in der Art eines russischen Bauernhauses. Dort soll ein großer Eichentisch angebracht werden. Auf gehobelten Bänken sollen zwölf Männer in festlichen Kleidern sitzen — Puppen selbstverständlich. Diese Gruppe soll nicht nur russische Muschiks darstellen, sondern fremdartige Typen. Türken, Inder und andere Exoten. Die Gruppe wird heißen ‚Die betrunkene Gesellschaft', denn vor jedem Mann wird ein großes Wodkaglas stehen."

Der Verwalter notiert sich die seltsamen Anordnungen des Grafen, der in Kriegszeiten seine tollen Launen nicht fallenlassen will.

„Ist die Brücke mit der Wasserdusche wieder in Ordnung?"

„Jawohl, Durchlaucht!"

„Nun, wir wollen den Mechanismus ausprobieren. Komm, Stepanitsch."

Stepanitsch folgt dem Grafen, der durch den Park geht. Hier befindet sich ein See, den ein künstlicher Fluß mit mehreren anderen Seen verbindet. Über das Flüßchen sind malerische Brücken mit vergoldeten Geländern geschlagen. Der Graf geht am Viehhof vorbei, biegt um die „Löwengrotte", in der ein steinerner Löwe auf Lorbeeren liegt, und erreicht die Brücke, die über einen künstlich angelegten Kanal führt.

Stepanitsch setzt den Fuß auf die Brücke. Im selben Augenblick drückt der Graf auf einen hinter einem Busch versteckten Knopf. Feiner Sprühregen ergießt sich über den Haushofmeister, der ruhig wartet, bis der Graf ihn aus seiner unangenehmen Lage befreit.

„Die Konstruktion funktioniert tadellos", schmunzelt der Graf, „du kannst gehen, Stepanitsch!"

Langsam geht der Graf zurück. Auf der anderen Seite des Parks, gegenüber einer Grotte und einem im italienischen Stil erbauten Schlößchen, erhebt sich ein zweistöckiges Gebäude im maurischen Stil, das gleichfalls vom Architekten des Schlosses, Wally, erbaut ist. Hier pflegt Graf Nikolai Petrowitsch seine Mahlzeiten einzunehmen.

Der Graf setzt sich in den zierlichen Salon und gibt das Klingelzeichen. Im Keller sind drei Büfetts untergebracht. Dort wird die Tafel zurechtgemacht, die dann mittels einer Maschine, einer Art Fahrstuhl, einen Tisch mit sechzehn Kuverts nach oben befördert. Auch wenn der Graf allein speist, muß der Tisch für sechzehn Gäste angerichtet sein.

Der Graf pflegt stundenlang bei Tisch zu sitzen und darf von niemandem gestört werden.

„In einer Stunde soll Fräulein Waltz sich bei mir hier melden!" sagt der Graf dem servierenden Lakaien. „Bis dahin will ich niemanden sehen!"

Zur selben Zeit hat Generalgouverneur Graf Rostopschin seine Offiziere in der Bildergalerie versammelt. Die kostbare Galerie enthält unschätzbare Gemälde. Viele große Meister — Raffael, van Dyck, Correggio, Paolo Veronese, Guido Reni — sind vertreten. In dieser schöngeistigen Umgebung findet ein Kriegsrat von allerwichtigster Bedeutung statt.

Graf Rostopschin, ein mittelgroßer Mann mit häßlichem Gesicht, platter Nase und abstehenden Ohren — was ihm die Ähnlichkeit mit einem Affen verleiht —, geht nervös in der Galerie auf und ab, während die Offiziere unter einem Van-Dyck-Bild strammstehen.

„Meine Herren! Die Situation ist Ihnen bekannt", spricht Rostopschin mit eigenartig näselnder Stimme. „Als man in Moskau den Donner der Kanonen vernahm, verbreiteten sich Nachrichten über einen Sieg. Man hielt Messen vor der Iberischen Madonna ab, in der Hoffnung, daß der Feind nicht in Moskau eindringen werde. Bald aber sah man den Feuerschein der Biwaks, die kaum vierzig Werst von der Residenz entfernt waren. Es gab mehrere lächerliche Versuche, dem Vaterland zu dienen. Eine Dame schlug mir vor, ein Amazonenkorps zusammenzustellen! Die Schauspieler des russischen Theaters erklärten, die Residenz allein schützen zu können. Ich verzichtete auf die Ehre, als Feldherr von zwanzig Theaterhelden in römischen Kostümen unsterblich zu werden."

Graf Rostopschin bleibt vor der Gruppe seiner Offiziere stehen. Sein Gesicht verfinstert sich, und er denkt einige Minuten nach.

„Ich habe den Chef der Weinmonopolkneipen am letzten Augusttag zu mir bestellt und befahl ihm, keinen Wodka mehr für die Kneipen zu liefern. Ich drohte ihm, ihn aufzuhängen, falls ich auch nur ein Glas Wodka in einer seiner Kneipen finden würde. Diese Maßnahme war notwendig, da eine Menge von Marodeuren und Deserteuren und angeblichen Verwundeten sich in Moskau versammelt hatte. Die Ausführung des Befehls, Wodkavorräte zu vernichten, stieß auf Schwierigkeiten, die durch keine noch so strengen Maßnahmen bewältigt werden konnten. Wodka floß plötzlich auf den Straßen! Das Volk lag an den Gossen und labte sich! Mehrere Leute ertranken buchstäblich in Wodka! Dann kam ich auf den Gedanken, die patriotischen Gefühle der Moskauer Bevölkerung durch humoristische Bilder anzustacheln. Es wurden ganze Bilderserien herausgebracht. Die ersten Bilder stellten die Schädlichkeite der französischen Erziehung dar. Ich zeigte weiter, wie die französischen Inhaberinnen der französischen Modesalons Kuppelei führten und Liebespärchen in ihren Salons beherbergten. Ich habe sodann die Arsenale öffnen lassen und die Bevölkerung bewaffnet. Ich habe alles getan, um Moskau zu retten."

„Dennoch ist Moskau geräumt worden", ertönt eine Stimme aus der Gruppe.

Rostopschin sieht den jungen Leutnant, der sich diese Bemerkung erlaubt hat, scharf an. Es ist Leutnant Alexej Michailowitsch Demi-

dow, ein hochgewachsener, zwanzigjähriger junger Mann mit offenem Gesicht, braunem Haar und stahlgrauen Augen.

„Ich wußte selbst nicht bis zum letzten Augenblick von dem Entschluß, Moskau dem Feind zu überlassen", fährt Rostopschin fort, als ob er sich rechtfertigen wollte. „Ich war nicht dabei, als im Großen Hauptquartier Feldmarschall Kutusow den Entschluß faßte, die Residenz zu räumen, wonach die Armee neue Stellungen hinter Moskau beziehen sollte. Ich war nämlich gar nicht eingeladen, an diesem Kriegsrat teilzunehmen, der beschämenderweise beschlossen hatte, Moskau dem Feind auszuliefern. Ich erfuhr davon erst um elf Uhr abends — aus einem Brief des durchlauchtigsten Fürsten Kutusow", fügt der Generalgouverneur ironisch dazu.

„Das Volk konnte sich nicht vorstellen", berichtet Rostopschin weiter, „daß Moskau, das Herz Rußlands, ohne Schlacht dem Feind ausgeliefert werden konnte. Dieselbe Überzeugung herrschte auch in der Armee. Beim Kriegsrat wurde jedoch hervorgehoben, daß Moskau noch nicht Rußland bedeutet, und daß die Hauptsache war, nicht die Residenz zu verteidigen, sondern das Vaterland zu retten. Mit dem Verlust Moskaus sei Rußland noch lange nicht verloren, hat der Feldmarschall erklärt und gab den Befehl zum Rückzug."

Rostopschin nimmt eine Prise Tabak aus einer mit Brillanten geschmückten Tabakdose; Tabakschnupfen ist seine Leidenschaft. Seine grüne Generalsuniform ist auf der Brust mit braunen Flecken beschmutzt.

„Sie haben Moskau zuletzt verlassen, Leutnant Demidow", wendet sich Rostopschin an den jungen Offizier, „können Sie mir Näheres über die Räumung berichten?"

Der Offizier tritt zum Bericht vor: „Das Herz hat sich mir zusammengekrampft, als ich die menschenleeren Straßen Moskaus durchfuhr, die alle bereits ausgestorben waren. Ich sah kein menschliches Gesicht, ich hörte keine menschliche Stimme. Unterwegs begegnete ich einigen verdächtigen Gestalten, die sich versteckten, sobald sie mich sahen. Es waren grauenerregende Schatten, die bald verschwanden. Je näher es an die Vorstadt ging, um so mehr belebten sich die Straßen. An den Stadtgrenzen konnte man sich kaum bewegen. Fluchtartig verließ die Bevölkerung die Residenz. Es war, ich darf wohl sagen, grauenerregend und in einem gewissen Sinne lächerlich zugleich. Ich sah einen Popen, der alle Gewänder, in denen er den

Gottesdienst zelebriert, angezogen hatte. In der Hand hielt er einen Sack, in dem Kirchengerät zusammengepackt war. In kleinen Bauernwagen saßen Frauen, die alles, was sie an Kleidungsstücken nicht einpacken konnten, auf dem Leibe trugen. Kühe, Schafe wurden gejagt. Große Rudel von Hunden begleiteten ihre Herren. Das Brüllen und Meckern war geradezu ohrenbetäubend."

„Ein grotesk-trauriges Bild, fürwahr", meint Rostopschin. „Aber ich schließe die Augen, um die Gegenwart nicht zu sehen, und denke nur an die Zukunft. Ich habe Moskau als armer Mann verlassen. Ich habe nur noch sechshundert Rubel bei mir. In meinen beiden Häusern blieb mein ganzes bewegliches Vermögen, Bilder, Bücher, Bronzen, Porzellan — ich weiß, daß alles geplündert wird. Ich habe alles geopfert. Sie auch, meine Herren, davon bin ich überzeugt."

Rostopschin weiß, daß die Gruppe von Offizieren, die den ersten Familien Moskaus angehören, ein Gesamtvermögen von mindestens zehn Millionen Rubel repräsentiert.

„Selbstverständlich, Exzellenz!" ist die eintönige Antwort.

„Berichten Sie weiter, Demidow!"

„Das Moskauer Garnisonregiment unter dem Kommando des Generalleutnant Brosin verließ als letztes die Stadt. Es marschierte mit einem Sängerchor voran. Bei diesen Klängen ritt General Miloradowitsch auf Brosin zu und fragte ihn, welcher Schuft ihm gestattet hätte, mit Musik zu marschieren. Der General Brosin berief sich auf das Reglement Peters des Großen, in dem es heißt, daß die Garnison einer Festung, die kapituliert hat, bei freiem Abmarsch sich mit Musikbegleitung zurückzieht."

„Das sind ja köstliche Bilder", knurrt Rostopschin. „Jedenfalls ist Moskau geräumt. Jetzt ist es an der Zeit, daß ich Sie in meinen Plan einweihe. Nachdem ich gesehen habe, daß die Stadt nicht mehr zu retten ist, bin ich fest entschlossen, die Stadt endgültig und restlos zu vernichten."

Ein kaum hörbares dumpfes Murren ist die Antwort der erschütterten Offiziere.

„Jawohl, restlos zu vernichten", wiederholt der Generalgouverneur mit Nachdruck. „Und zwar — zu verbrennen!"

„Es lebe Graf Rostopschin!" ruft Demidow begeistert aus. „Es ist ein Plan, würdig eines Römers!"

Nur Demidow jubelt dem Grafen zu. Die anderen Offiziere hüllen sich in ein betretenes Schweigen.

„Ich weiß", fährt der Graf fort, „daß ich meinen Kopf riskiere. Man wird meinen Plan barbarisch nennen. Ich habe ihn ganz allein gefaßt und trage allein die Verantwortung vor Seiner Majestät. Ich werde dem Zaren über die Räumung der Stadt berichten, aber mit keinem Wort den Brand erwähnen. Napoleon wird eine Überraschung erleben, wie sie für seine Pläne nicht vernichtender sein kann. Vor allem: Das russische Volk darf nicht wissen, daß ich der Brandstifter bin. Das Volk soll glauben, daß der Feind das Heiligtum Rußlands in Brand gesteckt hat. Napoleon wird alle Mittel, die er in Moskau zu finden hoffte, verlieren. Sobald die Hauptstadt vernichtet ist, wird von Frieden keine Rede mehr sein. Ganz Rußland wird sich wie ein Mann erheben. Diejenigen, die zu einem Frieden raten, um ihre Moskauer Schätze zu retten, werden durch Moskaus Brand zu verzweifelt sein, daß sie nichts anderes im Sinne haben werden als Rache."

Die Offiziere sind immer noch so erschüttert, daß sie wie angewurzelt dastehen, ohne das Furchtbare fassen zu können.

„Bald wird ganz Moskau mit seinen hölzernen Palästen und Häusern in Flammen stehen." Die Stimme Rostopschins ist heiser vor Erregung. „Während sich unsere Truppen noch in der Stadt befanden, war es mir unmöglich, sie in Brand zu stecken, ohne den Rückzug zu gefährden, jedoch waren bereits in vielen Häusern Brennstoffe angehäuft."

„Darf ich mir eine Frage erlauben, Exzellenz?" Demidow tritt hervor. „Werden die Franzosen nicht gleich alle Maßnahmen ergreifen, um den Brand zu löschen?"

Das Affengesicht Rostopschins verzerrt sich zu einer geradezu teuflischen Fratze.

„Sie halten mich für dümmer, als ich bin, Leutnant. In ganz Moskau ist kein einziges Löschgerät mehr vorhanden. Sämtliche Pumpen, Wasserschläuche und Fässer, in denen man nötigenfalls Wasser aus dem Moskwafluß herbeiholen könnte, sind auf meinen Befehl in aller Heimlichkeit vernichtet worden. Keine Macht in der Welt wird den Brand dämmen können. Die Folgen werden unabsehbar sein."

Jetzt erst haben die Offiziere begriffen, welche tragische Größe in dem grausigen Plan steckt. Ein grausiges „Hurra" braust dem Generalgouverneur entgegen.

Rostopschin entwickelt seinen Plan weiter.

„In vielen Häusern sind Brennstoffe angehäuft. Offiziere der Moskauer Polizei werden die Brandstiftung leiten. Ich brauche aber noch einen Vertrauensmann, der die unsichtbare Truppe von Brandstiftern überwacht. Wer von Ihnen, meine Herren, will diese verantwortungsvolle Rolle übernehmen? Ich mache darauf aufmerksam, daß der Betreffende von den Franzosen sofort an die Wand gestellt wird, falls man ihn faßt."

Noch ehe sich die anderen besinnen können, ruft Demidow mit heller Stimme aus:

„Ich bitte um die Ehre!"

„Gut, Sie sind mir der richtige Mann dazu! Ich weiß, sie hassen die Franzosen und lieben alles, was deutsch ist. Die Deutschen sind zwar auch unsere Feinde, aber sie sind dazu gezwungen. Also, Leutnant Demidow, verkleiden Sie sich als Muschik und ziehen Sie los. Hier sind die Instruktionen und die Angabe der Stelle, an der Sie sich zu melden haben."

Demidow nimmt ein Schriftstück entgegen und salutiert.

III

Indessen ist eine Stunde vergangen. Dem Grafen Scheremetiew, der im Speisesalon des kleinen Schlößchen sitzt, wird Fräulein Waltz gemeldet. Freudig überrascht geht der Graf einem jungen Mädchen entgegen, das schüchtern den Salon betritt.

Henriette Waltz ist die Tochter des deutschen Kapellmeisters, den der Graf, der auch künstlerische Passionen hat, auf sein Gut berief, auf dem ein regelrechter Theaterbetrieb bis zuletzt geblüht hat. Das Theater war eine der beliebtesten gesellschaftlichen Unterhaltungen der russischen Magnaten, die am Hofe der Zarin Elisabeth und der Zarin Katharina mit Begeisterung darangegangen waren, eigene Theater ins Leben zu rufen. Das erste Privattheater, in dem beinahe ausschließlich leibeigene Schauspieler spielten, war auf dem Gute Kuskowo entstanden.

Henriettes Vater, der aus Kassel gebürtige deutsche Musiker Waltz, war bei der Nachricht von der feindlichen Invasion in Rußland — auch seine Landsleute gehörten leider zu den Feinden des Zarenreiches — einem Herzschlag erlegen. Das junge Mädchen war jetzt Vollwaise. Ihre Mutter hatte sie verloren, als sie zehn Jahre alt war. Waltz nahm seine einzige Tochter ins ferne Rußland mit, wo er bei dem Grafen eine gute Unterkunft und eine immerhin interessante Betätigung — einem Orchester aus Leibeigenen Werke von Bach, Haydn und Mozart einzustudieren — gefunden hatte.

Wohlgefällig betrachtete Graf Scheremetiew das schlanke, hochgewachsene Mädchen. Ihr schöner Kopf, von braunen Locken umrahmt, mit den verträumten, grünlich-blauen Augen, hat es dem alten Don Juan besonders angetan. Nicht umsonst befindet sich im Schloß des Grafen ein intimes Zimmer, in dem neunundneunzig Porträts von schönen Frauen, die ihm ihre Gunst geschenkt hatten, hängen. Wie gerne möchte der Graf die ungleiche Zahl auf ein rundes Hundert

erhöhen! Die achtzehnjährige Henriette, die jetzt bei ihm das Gnadenbrot ißt, scheint ihm das richtige Objekt zu sein.

Der Graf verneigt sich tief vor der jungen Person. Das ist übrigens eine Angewohnheit von ihm. Gleichviel, ob Graf Scheremetiew eine Dame kennt oder nicht, verneigt er sich vor den Damen. Er ist sehr stolz darauf, in seinem Park stets alle weiblichen Personen kavaliermäßig zu grüßen. Der Graf will, wie er selbst sagt, der vollendete Typ eines Kavaliers von Versailler Art sein, wie man ihn in Rußland in dieser Form noch nicht gekannt hat.

„Sie haben mich rufen lassen, Durchlaucht", sagte Henriette mit Würde, auch wenn sie sich der ehrerbietigen üblichen Anrede bedient.

„Ach, lassen Sie diesen förmlichen Ton", beschwichtigt der Graf, „nennen Sie mich schlicht und einfach Nikolai Petrowitsch! Noch lieber wäre es mir, wenn Sie Kolja zu mir sagen würden."

„Das wäre ein allzu vertraulicher Ton, Durchlaucht, auf den ich nicht im geringsten Anrecht habe."

„Was heißt Anrecht? Wenn ich Sie selber darum bitte. Ich wiederhole, es wäre für mich die größte Freude."

„Was wollten Sie mir sagen, Durchlaucht?" beendete Henriette die honigsüßen Ergüsse des galanten Magnaten.

„Ich wollte mich nur nach Ihrem Befinden erkundigen und fragen, ob Sie irgendwelche Wünsche hätten, bei deren Erfüllung ich Ihnen behilflich sein könnte."

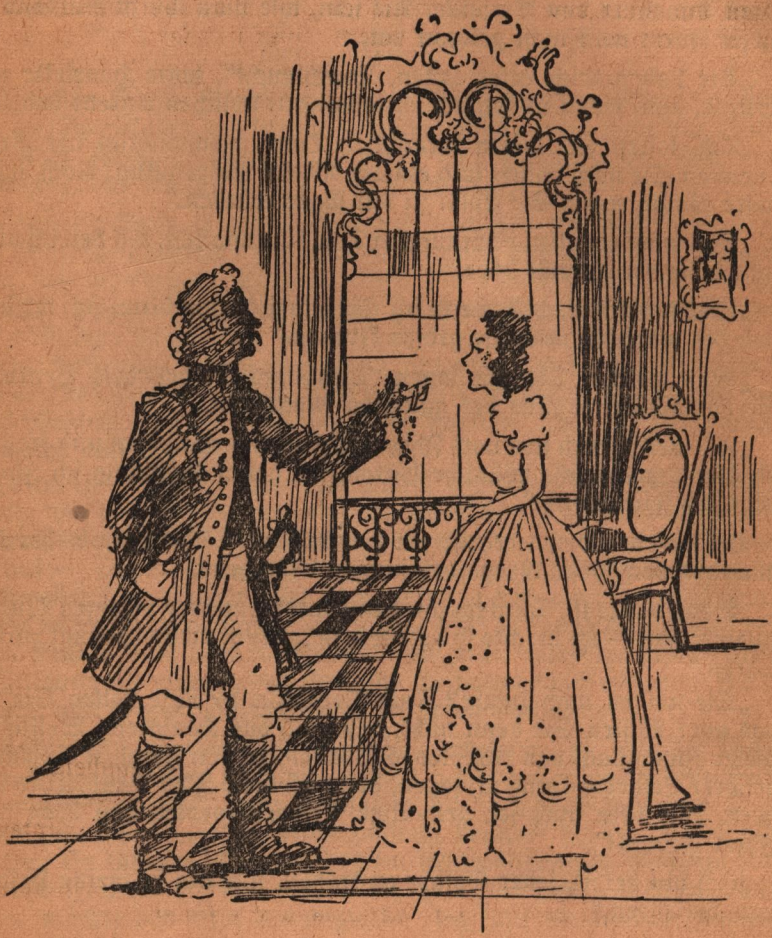
Bei diesen Worten erhellt ein freundliches Lächeln die bisher kalt abwehrenden Gesichtszüge des jungen Mädchens.

„Wenn das so ist, Durchlaucht, dann darf ich meinen einzigen Wunsch aussprechen — ich möchte so bald wie möglich in meine Heimat zurückkehren."

„Sie wollen nach Hause? Nach Deutschland? Wie stellen Sie sich das vor? Wissen Sie denn nicht, daß auch das Königreich Westfalen, dieser Zwergstaat von Napoleons Gnaden, zu den Feinden Rußlands gehört? Leider — muß ich sagen, denn ich habe Ihre Landsleute sehr gern. Wie dem auch sei, gewaltige Armeen sperren den Weg nach Ihrer Heimat!"

„Ich bin bereit, jeder Gefahr zu trotzen, nur um in meine Heimat zurückzukehren."

„Glauben Sie mir, das ist vollständig aussichtslos. Sie kämen einfach nicht durch. In meiner Obhut dagegen können Sie seelenruhig den Ausgang dieses lästigen Krieges abwarten. Gefällt es Ihnen nicht mehr bei mir? Was frage ich! Natürlich nicht! Sie bewohnen ja ein Zimmer im Musikantenflügel! Eine so schöne Frau braucht einen ganz anderen Rahmen. Und diesen Rahmen kann ich Ihnen wohl geben."



Der Graf greift nach einer Kassette, die auf einem Tisch aus rosigem, buntgeadertem Uralstein vor ihm steht, entnimmt ihr ein funkelndes Smaragdenkollier und hält es Henriette vor die Augen.

„Wie Sie sehen, kenne ich keine Standesunterschiede, wenn es um eine schöne Frau geht. Ich habe sogar meine Leibeigene Parascha geheiratet. Der liebe Gott hat sie mir leider genommen."

Henriette kennt die galant-romantische Geschichte der Heirat des Grafen, die seinerzeit die größte Sensation der Moskauer Gesellschaft war. Graf Scheremetiew war zu einem seiner leibeigenen Mädchen in kopfloser Leidenschaft entbrannt, ließ sie zur Schauspielerin seines eigenen Theaters ausbilden, um sie dann allen Widerständen zum Trotz zu heiraten.

Henriette erwidert kein Wort.

„Also kurz und gut, mein liebes Kind", — der Graf wird mit einem Male kühl und sachlich — „ich biete Ihnen zum Wohnsitz das Chinesische Schlößchen im Park, das Sie kennen, an. Dazu eine Jahresrente von zweihunderttausend Rubel. Sollten Sie den Wunsch haben, mich zu verlassen, verpflichte ich mich, Ihnen auf den Weg eine halbe Million zu geben. Ein Graf Scheremetiew läßt sich nämlich nicht lumpen, mein Fräulein."

Als Henriette — immer noch wortlos — zur Tür gehen will, versucht der Graf sie zu umfassen. Henriette macht sich los und läuft davon.

„Dumme Ziege", schreit der Graf, von dem plötzlich der ganze Firnis des Versailler Kavaliers abgegangen ist, dem Mädchen nach. „Du wirst noch von mir hören."

Henriette läuft über den Hof. Sie merkt nicht, wie sie dem Leutnant Demidow beinahe in die Arme läuft. Der Leutnant bleibt stehen. Demidow ist, obwohl verlobt, weiblichen Reizen keineswegs abhold. Sofort fällt ihm die Schönheit und noch mehr die Anmut des jungen Mädchens auf. Er kommt aber nicht dazu, auch nur ein einziges Wort zu der schönen Unbekannten zu sagen; denn kaum hat sie ihn bemerkt, als sie erschrocken weiterläuft und hinter dem Schloß verschwindet. Demidow hat keine Zeit, der flüchtigen Begegnung nachzugehen. Er muß sich für seinen Weg nach Moskau bereitmachen.

Eine Stunde mag nach diesem Zusammentreffen vergangen sein — da steht vor dem Portal des Schlosses ein Mann in einem zerlumpten Tulup (russischer Bauernmantel), mit ungekämmtem Haar und zerzaustem Schnurrbart. Niemand hätte den eleganten Gardeleutnant Demidow in dieser sonderbaren Verwandlung erkannt.

Graf Rostopschin erscheint vor dem Portal und sieht den armseligen Muschik mißtrauisch an.

„Leutnant Demidow, zu Befehl, Exzellenz!" hört Rostopschin plötzlich den Muschik sagen.

„Ausgezeichnete Maske, Demidow!" Rostopschin ist begeistert. „Machen Sie sich sofort auf den Weg. Falls Sie feindlichen Truppen begegnen, mischen Sie sich unauffällig darunter, Sie können Wertvolles erfahren. In dieser Aufmachung wird niemand in Ihnen einen russischen Gardeoffizier vermuten."

Demidow salutiert militärisch, was in seiner Aufmachung einigermaßen grotesk wirkt und tritt ab.

Wenige Minuten später sitzt Demidow in einer Telega (russischer Bauernwagen), die von einem kleinen, brummigen Männchen kutschiert wird. Das Männchen ist Demidows alter Diener und Vertrauter; Trofimitsch hat den jungen Herrn von der Wiege auf großgezogen. Demidow nennt den guten Mann, der ihn vergöttert, niemals bei seinem Namen, sondern immer nur Onkelchen. Eine Anrede, an die er sich seit seinem dritten Lebensjahr gewöhnt hat.

Ununterbrochen brummt Onkelchen in den Bart, während er die Pferde sausen läßt.

„Es ist eine Schande, fürwahr", murmelt Onkelchen.

„Was brummst du, Alter?" fragt Demidow.

„Ich sage nur, daß es eine Schande ist, wenn ein junger Herr aus gutem Hause sich so lumpig anzieht. So was kann ich beim besten Willen nicht verstehen."

„Aber, Onkelchen, du weißt doch, weshalb wir nach Moskau gehen, in dieser Verkleidung diene ich doch meinem Vaterland."

„Als Offizier sollen Sie Ihrem Vaterland dienen, Barin, aber nicht als lumpiger Muschik. Sogar ich hätte mich geschämt, einen solchen Tulup anzuziehen."

Demidow weiß, wie starrköpfig der Alte ist, und gibt den Versuch, ihn zu überzeugen, auf. Er wechselt deshalb das Thema des Gesprächs.

„Sag mir lieber, Onkelchen, wie ist Nadeschda Petrowna abgereist?"

Nadeschda Petrowna — von ihren Verwandten Nadine genannt — ist die Verlobte Demidows, die zehn Tage vor dem Einmarsch der

feindlichen Truppen auf das Gut ihres Onkels, das im Nordwesten Rußlands, im Baltikum liegt, geflohen ist.

„Was soll ich Ihnen sagen, Barin?" brummt Onkelchen. „Entzückt war das Fräulein natürlich nicht. Nadeschda Petrowna liebt Bälle und Unterhaltungen über alles, und jetzt soll sie in die Einöde. Und was soll aus den Kleidern werden? Das Fräulein war ganz entsetzt, daß sie nur einen Koffer mitnehmen durfte; freilich wird sie auf dem Land nicht viel Kleider gebrauchen. Mit Verlaub zu sagen, das Fräulein hat großen Krach gemacht. Dem Zimmermädchen Maschka hat sie sogar eine heruntergehauen. Nun, wir kennen ja das Fräulein. Wenn es böse ist, dann helfe uns Gott!"

Demidow kennt allzu gut den despotischen Charakter seiner Braut und weiß, daß mit ihr in solchen Augenblicken nicht zu spaßen ist.

„Auf den Krieg hat sie geflucht", fährt Onkelchen fort. „Franzosen hat sie nun einmal gern, sagt das Fräulein. Sie spricht ja französisch beinahe besser als russisch. Und ausgerechnet mit diesen Franzosen Krieg zu führen, das wäre ein Unfug, meinte Nadeschda Petrowna ... Nun und dann mußte sie doch weg mit nur einem Koffer. Der liebe Gott hat es so bestimmt, da hilft nichts."

Nach einigen Stunden Fahrt hat der Wagen die Sperlingberge erreicht, eine Anhöhe, von der man Moskau überblicken kann. Die Berge sind von französischen Truppen besetzt. Auf einer Anhöhe steht eine Gruppe von goldstrotzenden Militärs mit Federhüten. Napoleons Suite umringt den Eroberer. Demidow läßt halten, klettert herunter und mischt sich unter eine Schar von Bauern, die mit vor Staunen offenen Mündern die fremdartigen Offiziere anstarren.

„Was ist das für ein Hampelmann, Barin?" flüstert Onkelchen seinem Herrn ins Ohr und zeigt auf einen Mann in tatsächlich phantastischer Uniform. Er trägt einen roten Husarenrock, der mit Orden besät ist, einen wehenden Hermelinmantel um die breiten Schultern und einen riesigen Dreispitz mit wallenden grünen Federn. Sein selbstzufriedenes, von einem schwarzen Backenbart umrahmtes Gesicht kennt Demidow aus unzähligen Bildern. Es ist Joachim Murat, Napoleons Schwager und König von Neapel!

Plötzlich hat Murat Demidow, der etwas abseits von den Bauern steht, bemerkt und geht auf ihn zu, in Begleitung eines Offiziers, der Demidow in gebrochener russischer Sprache anredet.

„Kennst du Moskau?“ läßt Murat durch den Dolmetscher den jungen Muschik fragen. Wenn der König von Neapel ahnen könnte, daß dieser einfältige Muschik ein besseres, jedenfalls gewählteres Französisch spricht, als es seine trotz aller Bemühungen mit Gaskogner Dialektausdrücken stark mundartig anmutende Sprache ist.

„Nein, Väterchen“, hält es Demidow zu sagen für richtig.

„Ich wollte nur fragen“, fährt Murat enttäuscht fort, „ob Moskau nicht etwa von den Einwohnern verlassen ist? Vielleicht weißt du, wo sich Graf Rostopschin aufhält?“

„Ich bin Leibeigener auf einem Gut und weiß von nichts, Väterchen.“

„Sacre dieu! Aus den Leuten ist nichts herauszuholen! Tausend Teufel, es ist ein beschwerlicher Krieg!“ Murat wendet sich ab und kehrt zu der glänzenden Suite Napoleons zurück.

Der Kaiser senkt das Fernrohr. „Da ist sie endlich, diese berühmte Stadt. Es war wirklich die höchste Zeit, sie zu erreichen. Gebt mir den Plan von Moskau.“

Dienstfertige Hände breiten vor dem kleinen Mann im grauen Militärmantel eine Generalstabskarte von Moskau aus. Napoleon bückt sich und gibt Befehle.

„Marschall Mortier wird Generalgouverneur von Moskau, Kommandant ist Duresnel, zum Intendanten des Gouvernements ernenne ich Lesseps. Sie, Murat, ziehen mit Ihrer Armee als erster in Moskau ein .... Übrigens, wo sind die Bojaren? Wo sind die Schlüssel der Stadt?“

Ein Offizier sprengt im Galopp heran, sitzt ab und knallt vor dem Kaiser die Hacken zusammen. Napoleon hat ihn geschickt, um die Abordnung des Magistrats von Moskau herbeizuführen. Der Kaiser, von allen seinen bisher festlichen Einzügen an das Erscheinen von Bürgermeistern der eroberten Städte gewöhnt, kann sich gar nicht vorstellen, daß man ihn nicht feierlich empfangen würde.

Stotternd meldet der Offizier. „Sire, Moskau ist vollständig leer. Die ganze Bevölkerung hat scheinbar die Stadt verlassen.“

Napoleon ist eine Minute lang sprachlos. „Moskau verlassen?“ sagt er langsam. In diesem Ton hat der Kaiser noch nie gesprochen.

„Welch ein unwahrscheinliches Ereignis! Man gehe der Sache sofort auf den Grund und schaffe mir die Bojaren her!" befiehlt der Kaiser dem Grafen Daru, dem Intendanten der großen Armee. Dann hat er seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen.

„Ich bin fest überzeugt", erklärt Napoleon der ehrerbietig lauschenden Suite, „daß der Zar, was immer auch geschehen mag, sofort Frieden mit mir schließen wird. Dann habe ich Ordnung in Europa geschafft. Ich werde das unermeßliche Rußland als ein gigantisches Aufmarschgebiet gegen Indien benutzen. Wir sind am Ziel, meine Herren."

IV

Der äußerste linke Flügel der großen Armee, des gewaltigsten Heeres, das bisher die Welt gesehen hat, ist im Feindesland bis vor Riga vorgedrungen. Seine Hauptstütze ist das preußische Hilfskorps. Auf Napoleons Wunsch hat König Friedrich Wilhelm die Truppen unter den Befehl des preußischen Generals von Grawert gestellt, der wiederum dem französischen Oberbefehl untersteht. Der Oberbefehlshaber ist Marschall MacDonald, der Herzog von Tarent. Der wirkliche Befehlshaber ist jedoch der im Schatten Grawerts stehende General Yorck, ein Mann, der offiziell als zweiter Befehlshaber gilt, dessen preußische Gesinnung der König schätzt und auf den er sich wie auf einen Rocher de bronce verläßt.

Yorck hat sein Hauptquartier in Bauske, am Ufer des Flusses Aar aufgeschlagen, einem elenden Nest, dessen ursprünglich lettische Bevölkerung mit Juden stark vermischt ist. In der einzigen vor Schmutz starrenden Kneipe des Städtchens, die dem Juden Herschel gehört, sitzen preußische Offiziere, rauchen, trinken einen Schnaps, der eher wie eine widerwärtige Medizin als ein alkoholisches Getränk schmeckt, und langweilen sich.

An einem Ecktisch unterhält sich Premierleutnant Herbert v. Graefe, ein hochgewachsener, hellblonder junger Offizier, mit seinem Freund Leutnant von Brandt.

„Ich sage dir immer wieder, Brandt", bemerkt Graefe, „ich möchte lieber auf der anderen Seite sein!"

„Warum hast du denn nicht den preußischen Dienst quittiert?"

„Freilich, das hätte ich tun müssen. Wie viele Offiziere haben den Dienst verlassen! Unter ihnen die besten, glühendsten Preußenherzen! Carl von Clausewitz, Hermann von Boyen, Graf Friedrich von Dohna! Und dann Gneisenau! Wie hat er sein Entlassungsgesuch

begründet? ‚Bin nicht willens, mich als Werkzeug dieses Unterwerfungsvertrages gebrauchen zu lassen!' Das waren, bei Gott, echte Mannesworte!"

„Bei der großen Umwälzung in Europa durfte Preußen nicht abseitsstehen. Ein Mitgehen mit Rußland würde, wenn Napoleon gewinnen sollte — und du kennst Napoleons strategisches Genie — das unausbleibliche Verschwinden Preußens von der Karte Europas zur Folge haben. Für den König galt es, Zeit zu gewinnen. Er wußte, nach den Gewalttaten Napoleons gegen alle Dynastien Europas, daß er wahrscheinlich das nächste Opfer sein würde. Dadurch, daß der König zur richtigen Zeit in Bündnisverhandlungen mit Napoleon eingetreten ist, hat Preußen Zeit gewonnen."

„Die Interessen der Dynastie, von denen du sprichst, sind weniger wichtig als das Schicksal Preußens und des preußischen Volkes."

„Aber unser König hat nicht umsonst gesagt, daß es jetzt nur darauf ankommt, unsere politische Existenz zu fristen."

„Unsere politische Existenz? Das heißt wieder, die Interessen der Dynastie. Was hat aber das preußische Volk der Fremdherrschaft geopfert? Das ganze unglückliche Land ist überhaupt nur noch eine Etappenstraße für den Durchmarsch der großen Armee. Preußen darf nicht mehr als zweiundvierzigtausend Mann halten und mußte davon die Hälfte seiner besten Truppen für fremde Interessen opfern! Und dann die Lieferungen! Das Land ist durch jahrelange Bedrückung ausgesogen, trotzdem mußten wir Riesenmengen von Getreide an die Franzosen abgeben! Doppelt so viel Weizen wie Roggen! Warum? Nun, die verwöhnten Herren Franzosen vertragen kein preußisches Kommißbrot, sie müssen unbedingt Weißbrot haben!"

„Der Befehl unseres Königs ist oberstes Gesetz, Graefe, vergiß das nicht!"

„Ich kann es nicht ertragen, daß ein Fremder unser oberster Befehlshaber ist. Der Herzog von Tarent hat es sich allerdings leicht gemacht. Was sollte man auch von einem französischen Oberbefehlshaber erwarten? In Stalgen, in seinem Hauptquartier, hat er sich ganz schön eingerichtet."

„Der Marschall hat an großen Schlachten teilgenommen! An der Trebbia hat er vor den Russen — im Feldzug 1799 — wie ein Löwe gekämpft. Bei Wagram hat er unter den Augen des Kaisers die

Sturmkolonnen zum Angriff geführt und sich den Marschallstab geholt!"

„Das war vor Jahren! Heute sieht er aus dem Fenster hinaus, wie Preußen und Russen sich, ich möchte beinahe sagen, im Bruderkampf blutige Köpfe holen."

„Der Marschall weiß, daß er bei den meisten unserer Leute unbeliebt ist. Er hat selbst erklärt, daß er nicht lästig sein möchte und es deshalb vorzieht, sich zurückzuziehen."

„Schöne Ausrede! Nicht umsonst nennt man den Herzog von Tarent Herzog von Terrain!"

„Es ist bitter zu hören, wie ein preußischer Offizier über seinen Oberbefehlshaber urteilt! Um so bitterer, als der Marschall eine besondere Vorliebe für preußische Offiziere hat. Du weißt, wie gerne er uns an seine Tafel einlädt."

Das Erscheinen einer Ordonnanz des Generals Yorck unterbricht das Gespräch: Leutnant von Graefe wird zu dem Befehlshaber befohlen, der in dem einzigen anständigen Hause von Bauske, das früher von dem russischen Polizeichef bewohnt wurde, Quartier genommen hat.

Yorck geht in gemessenen Schritten in dem Zimmer auf und ab, als der Leutnant vor ihm strammsteht. Die hohe, kahle Stirn des mittelgroßen Mannes mit dem undurchdringlichen Gesicht, dem die harten, stählernen Augen einen eisigen Eindruck verleihen, ist in Falten gezogen.

„Ich kenne Ihre Gesinnung, Leutnant von Graefe", messerscharf klingen die Worte Yorcks, als wenn sie sich dem Leutnant ins Fleisch schneiden wollten. „Sie würden wohl lieber mit den Russen gemeinsame Sache machen? Kenne ich, kenne ich alles. Weiß, daß die meisten meiner Offiziere nur zähneknirschend dem Befehl gehorchen. Sie scheinen nicht zu wissen, daß unsere Pflicht ist, uns dem Willen des Königs zu fügen. Der König von Preußen hat zu bestimmen, nicht wir! Denken Sie, aber werden Sie nicht laut! Pflicht vor allem. Das Pflichtgefühl war immer die erste Tugend des preußischen Offiziers."

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„Nach einer unglücklichen Schlacht hat der große Friedrich geschrieben: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht! Zwar hat Blücher sich

erlaubt, diese Worte umzudeuten und zu sagen: Alles ist verloren und die Ehre auch. Nun, der alte General hatte ein heißes Blut. Er hat es nie vermocht, sein Blut zu zügeln. Er konnte niemals unter französischem Kommando stehen. Was ist die Folge? Er mußte nach Schlesien auf sein Gut gehen. Ich aber diene meinem königlichen Herren. Mein König hat mich gerufen, ich folge dem Ruf!"

Wie seltsam, denkt der Leutnant. Es sieht so aus, als ob der Alte sich vor mir rechtfertigen möchte! Nein, so gerne dient er den Franzosen nicht. Wer weiß, was sich hinter dieser Stirn verbirgt? Nicht umsonst hat Yorck, wie Graefe weiß, mit verbindlichster Höflichkeit, aber zugleich in entschiedener und eiskalter Form jede Einmischung des Marschalls MacDonald in seine Kommandobefugnis abgewehrt. Yorcks Franzosenhaß ist bekannt. Sicherlich muß es ihm schwerer als jedem anderen höheren Offizier sein, durch den Befehl des Königs gezwungen zu sein, auf der Seite der Unterdrücker zu kämpfen.

Als ob Yorck die Gedanken des Offiziers gelesen hätte, fährt er scharf fort.

„Ich war Generalgouverneur von Ostpreußen, als der König mich in die neue weit untergeordnetere Stellung berief. Nach langen Dienstjahren mußte ich hinter französische Brigadegenerale und hinter kleinbündische Divisionsgenerale treten. Mancher von den Rheinbündlern hat als subalterner Offizier unter mir gestanden, und dennoch folge ich als treuer Untertan ohne jede Weigerung dem Befehl Seiner Majestät. Meine Treue muß ich, wie jeder Preuße, mit Blut und Leben besiegeln. Die Feinde Seiner Majestät — wer sie auch sein mögen, sind zugleich unsere Feinde."

Yorck raucht seine Pfeife an, legt beide Hände dem Leutnant auf die Schultern und sieht ihm eine Minute lang in die Augen. Dann sagt er mit besonderem Nachdruck:

„Ich handle so, weil eine Weigerung im gegenwärtigen Augenblick ein noch größeres Verbrechen als zu jeder anderen Zeit sein würde. So fasse ich die Disziplin auf, die meine Truppen beseelen soll. Diese Disziplin verlange ich auch von meinen Leuten. Verstanden?"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„Ich habe einen Auftrag für Sie, Leutnant von Graefe", beginnt Yorck nach einer kurzen Pause, in einem etwas wärmeren Ton. „Ich weiß nichts von dem Gros der Armee, aus Moskau dringen dunkle Nachrichten herüber. Da wir hier nicht viel mehr zu tun haben, als

auf russische Angriffe zu warten, gebe ich Ihnen den Auftrag, sich sofort nach Moskau zu begeben und mir über die Lage zu berichten."

Ein bedeutungsvoller Auftrag, fürwahr. Was mag der Alte damit meinen? Was kann in Moskau vorgehen, das Yorck scheinbar so beunruhigt? Wie dem auch sei: Graefe wird gern nach Moskau eilen, um so mehr, als er ahnt, daß in diesem Auftrag vielleicht der Schlüssel zu einer Entscheidung liegt, die so groß ist, daß Graefe es nicht wagt, an sie anders als recht undeutlich zu denken.

„Melden Sie sich beim Kaiser, fragen Sie nach seinen Befehlen und erstatten Sie mir Rapport. Begeben Sie sich heute schon auf den Weg, halten Sie sich an die Etappen und vermeiden Sie es, dem Feind in die Hände zu fallen."

Yorck führt einen Strich durch die an der Wand hängende Karte. „Das ist Ihre Marschroute, ich erwarte Sie in spätestens vierzehn Tagen zurück."

Graefe salutiert und macht kehrt, als Yorck hinzufügt: „Sie können noch einen Offizier nach Ihrer Wahl mitnehmen."

Ausgezeichnet, denkt Graefe. Ich werde meinen Oberst bitten, mir Brandt mitzugeben. Brandt ist eigentlich ein guter Kamerad, auch wenn Graefe sich mit ihm stets bis zur Heiserkeit streiten muß.

Nach Rücksprache mit seinem Regimentskommandeur, dem Graefe über seinen Auftrag Bericht erstattet und der ihm auf seine Bitte den Leutnant Brandt detachiert, überrascht Graefe den Kameraden im gemeinsamen Zimmer beim Rasieren. Gewissenhaft, wie er ist, seift sich Brandt langsam und bedächtig ein.

„Große Neuigkeiten, Brandt!" ruft ihm Graefe zu. „Ich reise sofort nach Moskau ab, im Auftrage des Alten, willst du mich begleiten? Genehmigung vom Regiment für dich liegt schon vor."

Brandt springt vor freudiger Überraschung auf. „Mach keine Scherze. Natürlich wäre mir nichts lieber. Werden wir aber wirklich reiten?"

„Wir reiten zu Napoleon, und zwar auf der Stelle. Und denk dir, was dieser Auftrag gerade für mich für ein Glück ist: Seit Tagen grübele ich darüber nach, wie ich nach Moskau kommen könnte. Auf einem Gut in der Nähe Moskaus lebt nämlich meine Kusine Henriette. Ihr Vater ist Kapellmeister bei einem verrückten russischen Grafen, der es sich erlauben kann, ein eigenes Theater und ein eigenes Orchester zu unterhalten. So was kann es nur in Rußland geben!

Ich habe lange nichts von dem Mädchen gehört. Sie ist eine Art Jugendliebe von mir, mußt du wissen, und ich möchte wissen, wie es ihr in diesen Zeiten ergangen ist."

„Cherchez la femme!" droht Brandt seinem Freunde.

„Nein, nein, so steht es nicht zwischen Henriette und mir. Außerdem — es geht hier nicht um eine Frau, sondern um wichtige Botschaft für Yorck. Es wird ein beschwerlicher Ritt sein. In drei bis vier Tagen müssen wir Moskau erreichen."

Während Graefe sich umzieht und die Dienstuniform anlegt, artet wieder, wie üblich, das Gespräch der beiden Offiziere in eine heftige Diskussion aus.

„Was mag in Moskau vorgehen?" grübelt Graefe laut. „Bis jetzt hat Napoleon im ersten Monat jeden Feldzug gewonnen. Diesmal sieht es anders aus. Siegt der Zar, dann wird er Preußen das Zusammengehen mit Napoleon nie verzeihen!"

„Glaubst du im Ernst an einen Sieg der Russen?"

„Selbstverständlich. Der russische Botschafter in Paris soll Napoleon einmal gesagt haben, der kürzeste Weg nach Rußland führt über Poltawa."

„Was sollte dieser tiefsinnige Spruch bedeuten?"

„Nun — Poltawa ist die Stadt in Mittelrußland, bei der die Schweden, die gegen Peter den Großen Krieg führten, eine furchtbare Niederlage erlitten haben. Die schwedische Armee, obwohl von dem Heldenkönig Karl XII. persönlich kommandiert, wurde aufs Haupt geschlagen."

„Also glaubst du, daß Moskau ein neues Poltawa werden kann?"

„Es sieht so aus. Deshalb müssen wir die alte Freundschaft mit Rußland erneuern."

„Erwartest du viel davon? Was hat uns die Freundschaft mit Rußland gegeben? Hat nicht Zar Alexander im unglücklichen Feldzug, der mit Tilsit endete, Preußen im Stich gelassen? Ist er nicht frühzeitig mit Napoleon in Verhandlungen eingetreten?"

Darauf weiß Graefe im Augenblick freilich nichts zu erwidern. Trotzdem fährt er unentwegt fort zu reden, während er sich die hohen Reitstiefel anzieht.

„Vergiß nicht die Teilung Polens! Zarin Katharina und der große Friedrich haben mit einem Federstrich im herzlichen Einverständnis einen Brandherd im Osten Europas ausgelöscht. Preußen hat Gebiete erworben, in denen der preußische Fleiß Wunder erreichen wird. Und wie war es dagegen, als die Zarin Elisabeth sich zu einem Krieg gegen Preußen verleiten ließ? Es wurde ein siebenjähriger Krieg daraus — sonst wäre Friedrich spätestens in zwei Jahren mit der feindlichen Koalition fertig geworden."

Inzwischen haben sich die beiden Offiziere reisebereit gemacht.

„Also, auf nach Moskau", sagt Graefe. „Das interessiert mich auf alle Fälle, den Kaiser zu sehen, den abenteuerlichen Mann, der einen Waschkorb voller Königskronen über seine obskure Verwandtschaft ausgeschüttet hat ..."

V

Napoleon hat, irgendein Unheil in Moskau witternd, der Vorhut unter dem König von Neapel befohlen, behutsam auf Erkundung zu gehen. Was alles kann man nicht von diesen barbarischen Russen erwarten! Es erweist sich nur zu bald, daß die ganze Stadt leer ist! Murats schlimme Befürchtungen sind in Erfüllung gegangen. So etwas konnten nur Russen vollbringen, murmelt Murat vor sich hin, als er in die leere, riesige Stadt einzieht.

Kaum ist die ganze Armee einquartiert — zum Teil in den großen Kathedralen, die in Gardekasernen verwandelt werden mußten —, als eine Rauchsäule in der Stadt aufgeht. Ihr folgt eine zweite, eine dritte, eine vierte. Du lieber Himmel! Wird ganz Moskau in Flammen stehen?

Napoleon ist in den Kreml, in den alten Zarenpalast, eingezogen. Übelgelaunt wandert der Kaiser durch die ungemütlichen, gewölbten, dunklen Säle, in denen Heiligenbilder mystisch schimmern.

Am nächsten Morgen erfährt Napoleon, daß es an den verschiedensten Stellen der Stadt brennt — zuerst ein großer Basar, dann die Börse, die Staatsbank, später gehen auch Privathäuser in Flammen auf.

„Es ist ein Zufall", wettert der Kaiser. „Die Soldaten gehen schlecht mit Feuerung und Licht um."

„Sire", erwidert Daru, der Intendant der großen Armee, „es ist seltsam, daß die Flammen an verschiedensten Enden der Stadt emporlodern. Es brennt bald hier, bald dort. Die Brandherde liegen weit auseinander. Sie scheinen geradezu planmäßig verteilt zu sein."

„Das ist ja ein heller Wahnsinn, was Sie da reden, Daru!" herrscht Napoleon den Intendanten an. „Sie werden doch nicht behaupten, daß die Russen selbst ihre schönste Stadt in Brand gesteckt haben?"

„Es sieht beinahe so aus, Sire. Man hat in verschiedenen Höfen gewaltige Massen von leichtbrennbaren Stoffen gefunden."

„Unternehmen Sie sofort alles, um den Brand zu löschen."

„Zu Befehl, Sire. Aber ..." Daru stockt.

„Was soll Ihre Verlegenheit bedeuten, Daru?"

„Ich wage es kaum zu sagen, Sire. In der ersten Nacht haben wir vergeblich nach Feuerspritzen und irgendwelchen Löschvorrichtungen gesucht. Nichts ist zu finden. Es war bis jetzt kaum möglich, das Feuer einzudämmen."

Napoleon schleudert seinen Hut dem Intendanten vor die Füße, trampelt wie ein Wahnsinniger darauf und macht Miene, sich auf Daru zu stürzen. Der Intendant kennt solche Wutanfälle des Kaisers. Dieser Ausbruch ist aber der gewaltigste, den er bisher erlebt hat.

„Sacre dieu!" kreischt Napoleon, dessen Stimme bei Wutanfällen eigenartig heiser und spitz klingt. „So eine Gemeinheit habe ich von dem Zaren nicht erwartet! Gehen Sie, Daru, sehen Sie zu, was zu machen ist."

Froh, noch verhältnismäßig heil aus der Situation herausgeschlüpft zu sein, zieht sich Daru zurück. Gegen Abend lodert der größte Teil der Stadt. Stundenlang steht Napoleon vor dem offenen Fenster des Kreml und starrt in den ungeheuren Brand. Dumpfes Getöse der furchtbaren Feuersbrunst grollt wie ein fernes Donnern.

Spät in der Nacht läßt der Kaiser Daru wieder zu sich bestellen. Das Feuer wütet fort. Wie eine gewaltige Brandfackel liegt die heiligste Stadt Rußlands vor dem Blick des Kaisers, der das Fenster nicht verlassen kann. Eine magische Gewalt bannt ihn an diese bereits gewohnte Stelle, von der aus er das nie dagewesene Schauspiel beobachten kann.

„Ich höre, Daru", sagt der Kaiser, „daß in Moskau französische Schauspieler geblieben sind. Stöbern Sie die Leute auf und lassen Sie dem Militär mehrere Vorstellungen geben."

„Melde gehorsamst, Sire, im großen Palais des Fürsten Gagarin lebt tatsächlich eine französische Schauspielertruppe. Die Schauspieler führen ein elendes Dasein und sind wie russische Bauern angezogen."

„Lassen Sie zehntausend Francs unter den Komödianten zur Verbesserung ihrer traurigen Lage verteilen. In spätestens drei Tagen soll die erste Vorstellung stattfinden."

Einige Tage später ist das Haustheater eines reichen Gutsbesitzers auf Befehl des Kaisers instandgesetzt. Es ist von dienstbeflissenen Leuten mit ungeheurem Luxus neu ausgestattet und prunkt mit einem unvorstellbaren Reichtum. Die Logen sind mit kostbaren Draperien geschmückt, der Vorhang ist aus teurem Samt zusammengenäht, der Leuchter ist aus reinem Silber, er hat ehedem eine Kirche geschmückt.

Während das Feuer weiter wütet, findet die Vorstellung eines französischen Lustspiels statt. Das ganze Parkett ist von Soldaten besetzt. In der ersten Reihe sitzen die Inhaber des Ordens der Ehrenlegion. Die Logen sind von Beamten des Armeestabes und von Offizieren aller Truppen überfüllt. Man hört sämtliche europäischen Sprachen durcheinanderschwirren.

Im zweiten Rang hocken zwei Gestalten, die eigentlich wenig zu der bunten, von Uniformen strotzenden Menge passen. Zwei Muschiks, ein jüngerer und ein alter. Die Wache hat sie ruhig und überlegen lächelnd hineingelassen. Sollen die armen Kerle sich auch an der vom Kaiser heraufbeschworenen Pracht mitten im Brande Moskaus amüsieren!

Auf der Bühne bewegen sich seltsame Gestalten; scheinbar hat man die Garderobe nicht aus dem Theaterfundus, sondern aus alten Koffern, wo man sie nur gefunden hat, herausgeholt. So ist der erste Liebhaber mit einem Popenmantel und einem Dreispitz bekleidet, der edle Vater hat keine Stiefel, und der Komiker trägt einen Bauernmantel und eine Mütze des russischen Landsturms. Die ganze Truppe sieht aus, als wenn sie zu einem Maskenball von Bettlern und Vagabunden gehen wollte.

Besonders dürftig ist die Bekleidung des Damenpersonals. Die erste Liebhaberin trägt zwar einen Kopfschmuck im Stil der Maria Stuart, dagegen weder Unterwäsche — wie man deutlich sehen kann — noch Schuhe.

„Eine Sünde! Eine Todsünde!" brummt im zweiten Rang der alte Muschik, der kein anderer ist als Onkelchen; er hat seinen geliebten Barin Demidow ins Theater begleitet.

Demido hält sich seit einer Woche in Moskau auf. Nachts schleicht er durch die Höfe, hilft den verkleideten Polizeioffizieren Feuer anlegen, überbringt Nachrichten aus einem Teil der Stadt in den anderen. Mit Stolz kann er sagen, daß der Brand Moskaus nicht zuletzt mit seiner tätigen Hilfe entstanden ist.

„Solche Teufeleien", knurrt Onkelchen weiter, „hat unsere heilige Kirche nicht umsonst verboten. Nun muß ich mir geschminkte Weiber ansehen — französische Huren sogar, Gott vergebe mir! — auf meine alten Tage muß ich sie auf dem Teufelsgerüst herumhopsen sehen ... ihr widerwärtiges Geschnatter mir anhören."

„Sei doch still, Onkelchen!" Demidow gibt dem Alten einen Stoß in die Rippen.

Der Akt ist zu Ende. Das Publikum benutzt die Gelegenheit, um wieder einmal „Vive l'empereur, Vive Napoléon!" zu rufen.

In einem Seitengang entdeckt Demidow, dessen Erscheinen den Franzosen, die sich bereits an ganz andere Überraschungen gewöhnt haben, keineswegs auffällt, ein junges Mädchen, das auf einem Stuhl mit abgewandtem Gesicht sitzt. Das junge Mädchen kommt Demidow bekannt vor. Er beobachtet sie und läßt sie nicht aus den Augen.

Der zweite Akt des Stückes „Spiel der Liebe und des Zufalls" beginnt. Das Publikum sucht lärmend seine Plätze auf. Das junge Mädchen bleibt unbeweglich sitzen. Jetzt schluchzt es laut.

Vorsichtig schleicht sich Demidow an die Weinende heran und berührt behutsam ihre Schulter. Das Mädchen dreht sich um. Demidow erkennt die schöne Unbekannte, die auf dem Hofe von Kuskowo an ihm vorbeigelaufen ist.

„Womit kann ich Ihnen helfen?" fragt Demidow teilnahmsvoll.

So spricht kein Muschik, schießt es Henriette blitzschnell durch den Kopf.

„Mir kann nichts helfen", erwidert sie, mit Tränen kämpfend.

„Ich habe Sie flüchtig gesehen", erklärt Demidow. „Es war, als Sie, aus dem kleinen Schlößchen des Grafen Scheremetiew kommend, an mir vorbeiliefen, ohne sich umzudrehen."

Bei dem Erwähnen des Namens Scheremetiew steigt dem Mädchen heftige Röte ins Gesicht. Plötzlich fühlt sie Vertrauen zu dem Mann, der in Muschikkleidung vor ihr steht und nach ihrer festen Überzeugung kein Muschik sein kann.

„Ich habe das Gut des Grafen verlassen. Seit Tagen irre ich obdachlos in Moskau umher."

„Vertrauen Sie sich mir an. Hätten Sie die Kraft, einen etwas anstrengenden Gang auszuhalten. Ich könnte Sie in Sicherheit bringen."

„Mir ist schon alles gleich. Ich habe so viel ausgehalten, daß ich mich vor keinen Strapazen scheue. Ich bin ins Theater gekommen, weil das für mich die einzige Zuflucht war. Ich dachte daran, hier die Nacht zu verbringen. — Im Theater ist es wenigstens warm."

„Also gut, wir wollen gleich gehen."

Demidow holt Onkelchen heran, der in einem Sack, von dem er sich nie trennt, stets Lebensmittel bei sich hat. Während auf der Bühne das Spiel der Liebe und des Zufalls weitergeht, stärkt sich Henriette im Korridor aus dem Vorrat Onkelchens, wonach alle drei das Theater verlassen.

Schwerer Dunst legt sich auf die Lungen, so daß man nur mühsam atmen kann. Ein eklger Brandgeruch hängt in der Luft. Ein flammender Himmel spannt sich über das halbzerstörte Moskau.

„Wir wollen das Nowodiewitschi-Kloster erreichen", beruhigt Demidow das zitternde junge Mädchen. „Dort werden Sie in sicherer Obhut sein. Die Franzosen schonen das altehrwürdige Kloster. Dort wohnt der Moskauer Metropolit, den ich gut kenne. Er wird sich Ihrer bestimmt annehmen."

Ein Mann in Bauernkleidung folgt unauffällig der Gruppe, die sich dem Kloster, das unweit der Stadt liegt, nähert. Demidow achtet nicht auf den Mann; denn immer noch suchen Pilger aus den entlegensten Gegenden Rußlands die als heilig bekannte Stätte auf.

Der Morgen dämmert bereits, als Demidow seine Schutzbefohlene in das Kloster hineinführt. Er sucht, während Henriette in der Klosterherberge Aufnahme findet, den Metropoliten Platon auf. Der greise Kirchenvater hat erklärt, auf keinen Fall Moskau verlassen zu wollen. Er ist sofort nach der Schlacht bei Borodino, die hundertzwanzig Werst von Moskau entfernt stattfand, in die Zarenresidenz zurückgekehrt, um Verwundete zu pflegen und Trost zu spenden. Freundlich empfängt der würdige Priester Demidow, den er seit seiner Kindheit kennt.

„Es freut mich, dich hier zu sehen, Väterchen Alexej Michailowitsch. Wo sind deine Eltern, meine guten Beichtkinder von früher?"

„Sie sind in der Krim, in Sicherheit. Ich bin hier geblieben, um in dieser Verkleidung meine Pflicht zu erfüllen und dem Vaterlande zu dienen."

„Recht so, mein Sohn. Ich tue auch, was ich kann. Der böse Feind, der Franzose, ist nicht so böse, wie es auf den ersten Blick erscheint. Die

Soldaten tun ja auch nur ihre Pflicht, genau wie die unsrigen. Zwar schreibt Graf Rostopschin in seinen Aufrufen, daß Napoleon der Feind der menschlichen Gesellschaft sei, daß er die Tempel Gottes plündere, die Altäre entweihe, die heiligen Gefäße schände und die heiligen Meßgewänder zu Pferdedecken benutze, während er die Pferde in die Kirchen stellt. Nun, mag sein, daß die sogenannte militärische Notwendigkeit, von der ich nichts verstehe, ihn dazu zwingt. Jedenfalls hat uns ein Marschall alles Nötige für die heilige Messe geschickt. Sechs Flaschen Rotwein, Weizenmehl und Wachskerzen, nachdem ich erklärt habe, daß Wein und Mehl für das Abendmahl fehlten."

„Hochwürden", unterbricht Demidow die etwas redseligen Ausführungen des Greises, „darf ich ein junges Mädchen Ihrer Obhut anvertrauen? Sie ist, wie sie mir sagt, eine Deutsche, eine Vollwaise, heimatlos und obdachlos irrt sie in Moskau umher."

„Selbstverständlich, mein Sohn. Platz ist für alle Bedürftigen bei uns noch vorhanden. Sie soll in der Herberge wohnen und sich an mich wenden, wenn sie etwas braucht, zu essen gibt es ja genug ... Die Deutschen sind ja auch Menschen, wenn sie auch gegen uns, Gott vergebe es ihnen, Krieg führen ... Zweiundzwanzig verschiedene Stämme sind es, die mit Napoleon in unser Land eingedrungen sind — ach du lieber Gott ..."

Demidow sieht, daß der gute alte Herr noch stundenlang sprechen kann, er verneigt sich tief vor dem Kirchenvater, küßt ihm die Hand und bittet um Erlaubnis, sich zu seiner Schutzbefohlenen zu begeben.

„Gott sei mit dir, mein Sohn." Der Metropolit bekreuzigt Demidow, der die Zelle des Abtes nicht schnell genug verlassen kann.

Vor einem dampfenden Samowar sitzen Demidow und Henriette im Speisezimmer der Klosterherberge bei angeregter Unterhaltung.

„Verweile doch, du bist so schön, möchte ich dem Augenblicke sagen", fügt Demidow plötzlich einen Satz in guter deutscher Sprache ein.

Henriette ist angenehm überrascht: „Sie sprechen deutsch?"

„Ich habe eine deutsche Erziehung bekommen", erläutert Demidow. „Ich kenne und liebe Goethe. Ich schwärme für Schiller, wie jeder gebildete Russe, übrigens ..."

„Sind Sie auch musikalisch?" fragt Henriette.

„Ich spiele zwar kein Instrument, aber ich liebe Mozart über alles."

So wird die Unterhaltung immer angeregter. Henriette erzählt von ihrer Kindheit im fernen Kassel, von ihrem Vater, dem Kapellmeister Waltz, der es fertiggebracht hat, eine Oper von Mozart den leibeigenen Sängern des Grafen Scheremetiew, die kaum Noten kannten, einzupauken, sowie von den lästigen Nachstellungen des alten Lebemanns, die sie zur Flucht zwangen. Im Flug sind zwei Stunden vergangen.

Demidow entschließt sich, noch bis zum nächsten Morgen im Kloster zu bleiben. Nach der Abendmahlzeit begleitet er Henriette bis vor die Tür ihres bescheidenen Zimmers in der Klosterherberge.

Zur selben Zeit sitzt der Muschik, der Demidow und Henriette von Moskau auf den Fersen gefolgt war, in einer dunklen Ecke des Speisesaals mit mehreren verdächtigen Kumpanen. Nicht nur fromme Pilger, auch allerlei lichtscheues Gesindel hat im Kloster Zuflucht gefunden — Vagabunden, die die ganze Umgebung unsicher machen, sowie entlaufene Sträflinge.

„Also, Petjka, hast du mich verstanden?" sagt der Muschik zu einem Mann mit ausgerissenen Nasenflügeln. „Wenn die Sache in Ordnung geht, wirst du fürstlich belohnt. Mein Herr versteht aber keinen Spaß; wenn ich ohne das Mädchen zurückkomme, läßt er mich auspeitschen."

„Kleinigkeit!" grölt der bereits stark angetrunkene Petjka, der sich sogar im Kloster Wodka zu verschaffen verstanden hat, „habe schon ganz andere Dinge gedreht. Mindest zehn dicken Kaufleuten habe ich mit dieser Hand", er zeigt eine schreckenerregende schwielige Faust, „die Gurgel durchschnitten."

„Tagelang bin ich dem verdammten Luder nachgespürt", erzählt der Muschik, „bis ich gesehen habe, wie sie ins Theater hineinschlüpfte. Dann kam sie aber mit zwei Kerlen heraus."

„Sei unbesorgt, Senjka, wird schon alles klappen."

„Ich verstehe nicht", fährt Senjka fort, „was der Graf an der Person gefunden hat. Er ist in sie vernarrt wie ein dummer Junge. Diese Deutsche wäre nichts für meinen Geschmack. Hundsmager! Französische Mode wohl. Ein Russe liebt das Mollige! Nicht wahr, Petjka?"

„Sicher", grinst der Strolch.

„Also hör zu. Sobald das Mädchen hier in ihrem Zimmer ist, dringen wir ein, wir brechen die Tür auf, wenn es nötig ist, und schleppen sie fort. Pferde warten an der Klostermauer. Wie du siehst, ist für

alles gesorgt. Im Hofe sind noch unauffällig drei Leute, die uns helfen." —

Demidow will sich ausziehen, um ins Bett zu gehen, als er plötzlich im Korridor Lärm und erstickte Hilferufe hört. Er eilt hinaus. Es ist stockfinster im Korridor, in dem ein verzweifelter Kampf stattfindet. Dann wird es im Korridor still — dafür hört er Schritte im Hof.

Demidow, der eine Pistole aus dem Gürtel gezogen hat, stürzt auf den Hof hinaus, der vom Mond hell erleuchtet ist. Er sieht, wie zwei große Gestalten eine Frau, die sie gefesselt und geknebelt haben und

die sich trotzdem mit letzter Kraft wehrt, weiterzerren. Bei Gott — es ist eine Frau, die sie bei sich haben. Ist es Henriette?

„Halt ein, du Hundesohn!“ brüllt Demidow und richtet seine Pistole auf die Banditen. Die teuflische Fratze Petjkas, das Gesicht eines entlaufenen Sträflings mit ausgerissenen Nasenlöchern, grinst ihm entgegen.

Demidow drückt ab, scharf knallt der Schuß. Petjka läßt seine Beute los und bricht zusammen. Im selben Augenblick will Demidow den zweiten Räuber packen. Senjka versetzt ihm einen Messerstich, der Demidow nur leicht an der Hand streift, und macht sich davon. Während Demidow sich um die am Boden liegende Frau bemüht — zu seinem Schrecken sieht er, daß es tatsächlich Henriette ist — ist Senjka verschwunden.

Mönche stürzen, vom Schuß aufgeschreckt, in den Hof. Sogar der greise Metropolit ist erschienen.

„Schüsse im Kloster, Gott stehe uns bei!“ stammelt der aus dem Schlaf aufgescheuchte Kirchenvater. „Ist der Feind bei uns eingedrungen?“

„Beruhigen Sie sich, Hochwürden“, erklärt Demidow, nachdem er sich überzeugt hat, daß Henriette kein Leid geschehen ist. „Es war ein feiger Überfall verwegener Burschen auf ein hilfloses Mädchen. Der eine hat schon seine Strafe bekommen, da liegt er, ich glaube, er ist tot.“

Der Metropolit bekreuzigt sich. „Ich werde vor der Tür des Mädchens zwei kräftige Männer aufstellen. Meine Mönche können auch kämpfen, wenn es sein muß. In den Kriegen mit den Polen haben sich Mönche wie Helden benommen.“

Demidow verbringt eine schlaflose Nacht, nachdem die vor Schreck halbtote Henriette wieder ihr Zimmer aufgesucht hat. Am nächsten Tag muß Demidow fort nach Moskau. ...

Schwer fällt dem jungen Mann der Abschied von Henriette. Der dramatische Auftritt dieser Nacht hat ihm das junge Mädchen noch nähergebracht.

Sonderbar! Demidow hat bisher nicht einen Augenblick daran gedacht, daß er eigentlich verlobt ist, und daß seine Braut Nadine sich womöglich nach ihm sehnt. Eins muß er jetzt feststellen: Henriette und Nadine sind zwei vollständig gegensätzliche Naturen und Charaktere. Die eine herrisch, nahezu despotisch, eine Dame von Welt, eine gesellschaftlich glänzende Erscheinung. Dagegen Henriette ... wie ist sie

sanft, stark in ihren Gefühlen, fraulich und hilflos. Sie kennt Schiller und Goethe, Dichter, für die Demidow schwärmt.

Vor der Telega im Hof steht Demidow und nimmt herzlich Abschied von dem jungen Mädchen. „Ich muß zurück nach Moskau, meine Pflicht ruft mich. Bei der ersten Gelegenheit werde ich Sie besuchen, verlassen Sie auf keinen Fall das Kloster."

„Es tut mir leid, daß Sie meinetwegen so viel Zeit verloren haben. Ich danke Ihnen für alles. Ihr ritterlicher Schutz hat mir das Leben gerettet ... Ich kann das alles in Worte kaum fassen."

Demidow kämpft mit sich, um seine Rührung nicht zu zeigen. Henriette schluckt ihre Tränen hinunter. Noch ein kräftiger Händedruck — dann klettert Demidow in die Telega, die wie immer vom unvermeidlichen Onkelchen kutschiert wird.

Lange winkt Henriette dem immer kleiner werdenden Bauernwagen nach. Dann geht sie langsam und traurig in ihr Asyl in der Klosterherberge zurück.

VI

Nach beschwerlichem Ritt durch eine gottverlassene Gegend, an halb entvölkerten Dörfern und verödeten Gütern vorbei, sind Graefe und Brandt vor Moskau angelangt. Rauchsäulen steigen zum klaren Oktoberhimmel hinauf. Was mag das bedeuten?

Die preußischen Offiziere stoßen auf eine Schwadron westfälischer Dragoner.

„Was bedeutet dieser Rauch?" fragt Graefe.

„Wissen Sie denn nicht", erwidert ein westfälischer Rittmeister, „daß Moskau brennt?"

„Wird in Moskau gekämpft? Wo sind die Russen?"

„Die Russen haben Moskau angesteckt! Unsere Wohnungen und alle Vorräte, die wir zu finden hofften, sind vernichtet. Der Zar denkt scheinbar gar nicht daran, Frieden zu schließen. Unsere Armee ist verhungert, abgerissen, ermattet. Täglich krepieren Hunderte von Pferden. Weit vom Mutterlande und von allen Hilfsquellen sind wir hier dem Feinde restlos preisgegeben. Zwei russische Armeen lauern in nächster Nähe. Eine Armee versperrt uns den Weg nach Petersburg, wohin der Kaiser marschieren möchte, die andere ist in südlicher Richtung abgezogen. Es sieht aus, als wenn wir verloren wären."

Von der Kunde aufs tiefste beeindruckt, reiten die beiden Preußen weiter. Ihre Pferde sind nach dem übermenschlichen Ritt gleichfalls schwach und elend geworden.

In den Vorstädten sind alle Häuser angebrannt. Die Einwohner sind verschwunden. Näher dem Zentrum der Stadt sieht man einige Häuser, die von Soldaten geplündert sind. In manchen Straßen ist das Gedränge so stark, daß die Offiziere nur schwer weiterkommen.

„Das ist keine Armee mehr", sagt Graefe leise, „das ist ein Haufen von Marodeuren."

Soldaten schleppen Säcke, in denen alles geborgen ist, was sie finden konnten. Von Disziplin ist gar keine Rede mehr. Manche tragen

phantastische Kleidung: Pelze, Bauerntulups und sogar wattierte Frauenröcke. Das Wetter ist am Tage schön, die Nächte sind aber bereits empfindlich kalt. Die wohlgenährten und gutaussehenden Truppen haben sich in Scharen von Vagabunden verwandelt.

Endlich ist der Kreml erreicht. Ringsherum schwelen die Reste der verbrannten Häuser. In einem düsteren Saal sitzen Offiziere aller Grade, auf Bänken und Sesseln, die aus dem ganzen Palast hierhier zusammengetragen sind.

Graefe meldet sich als Kurier aus dem Hauptquartier Yorcks beim Kaiser.

Der wachthabende Adjutant zuckt mit den Achseln. „Sie werden lange warten müssen. Der Kaiser arbeitet Tag und Nacht."

„Was geht hier eigentlich vor?" erlaubt sich Graefe die heikle Frage.

„Die Truppen sind vom Plündern kaum abzuhalten. Die einzigen Vorräte, die man gefunden hat, bestanden aus Champagner. Die Soldaten achten nicht mehr auf die Befehle der Offiziere."

Der Adjutant zeigt auf ein Blatt Papier, das an der Wand befestigt ist.

Graefe liest. „Alle Offiziere, welchen Grades sie auch sein mögen, müssen vor Seiner Majestät mit dem Säbel salutieren, sobald sie ihre Truppen vor dem Kaiser vorbeiführen. Es ist dies heute auf der Parade wieder nicht geschehen!"

Also auch unter den Offizieren hat sich die Disziplin gelockert, stellt Graefe fest. Die Sache des Kaisers steht schlecht. Wenn jetzt Preußen handeln würde! Jetzt oder nie!

Während Graefe stundenlang antichambriert, erteilt der Kaiser dem Intendanten Daru seine Befehle. Napoleon hat sich entschlossen, Moskau zu räumen. Nur darf es noch niemand wissen.

„Ich werde Verstärkungen aus Frankreich und Italien und vor allem aus Deutschland herbeiziehen", erklärt der Kaiser, indem er mit schnellen Schritten auf und ab geht. „Wir müssen die Russen vor allem täuschen. Auch unsere eigenen Truppen dürfen nichts über die wirkliche Lage der Dinge wissen."

„Sire, leider wissen die Truppen mehr als wir. Ich werde mit meinen Leuten nicht mehr fertig."

„Ich habe eine Truppe der Comédie Française kommen lassen, um das Theater in Moskau neu zu organisieren. Die hiesigen Schauspieler taugen nichts."

In einer solchen Situation spricht er vom Theater, denkt Daru und verneigt sich.

„Ich weiß, daß unsere Lage sehr schwierig ist", sagt Napoleon, als ob er die Gedanken seines Intendanten gelesen hätte. „Die Transporte für die Armee können nur unter starker Bedeckung und mit außerordentlicher Vorsicht marschieren. Die Verbindungsstraße nach Smolensk wird von den Russen ständig bedroht. Wir befinden uns gewissermaßen auf einer Insel, die ein brausendes Flammenmeer umwogt."

Auf dem Tisch steht ein seltsames Gerät — das Modell einer Handmühle. Napoleon zeigt es dem Intendanten: „Dieses Ding habe ich aus Paris bekommen. Nach diesem Muster sollen in allen Etappenstädten Handmühlen angefertigt werden. Dann werden die einzelnen Kompanien sich das Getreide selbst mahlen. Bestellen Sie bei den deutschen Staaten Kleidung und Munition für die Truppen."

„In Deutschland gibt es nur wenig Vorräte mehr. Wir haben alles requiriert, was zu holen war."

„Unsinn! Ich werde noch mehr herausholen. Lassen Sie in den Oderfestungen die Batterien verstärken, für den Fall, daß in Preußen Unruhen entstehen."

Der Kaiser schweigt. Dann stellt er eine Frage, die er lieber nicht stellen möchte: „Wie lange wird es dauern, bis die Lazarette in Moskau und in der Umgebung geräumt werden können?"

Will er Moskau räumen? denkt Daru und erwidert: „Wenigstens fünfundvierzig Tage, Sire."

„Ihre Berechnungen sind übertrieben. Drei Monate nach einer Schlacht befindet sich kaum der sechste Teil der Verwundeten in Lazaretten. Teilen Sie alle Verwundeten in zwei Gruppen. Die erste Gruppe muß marschbereit sein. Übrigens nehme ich an, daß der Zar jetzt Frieden schließen wird. Lassen Sie den Gutsbesitzer, den sie aufgestöbert haben, vorführen!"

Eine Minute später wird ein russischer Gutsbesitzer, der in der Umgebung von Moskau gefangengenommen wurde, hereingeführt.

„Wie heißen Sie?" beginnt Napoleon barsch.

„Jakowlew!" erwidert der Gefragte. Es ist ein ganz gewöhnlicher russischer Name.

„Den Namen kenne ich!" sagt Napoleon diplomatisch. „Sie gehören einem alten Adelsgeschlecht an. Ich bin über den Brand Mos-

kaus empört. Der Generalgouverneur ist ein Wahnsinniger. Dennoch bin ich bereit, mit dem Zaren Frieden zu schließen. Ich glaube, daß der Zar auch den Frieden wünscht. Er braucht mich nur davon zu benachrichtigen. Ich sende ihm dann irgendeinen meiner Adjutanten, und wir können sofort in Verhandlungen treten."

Der Russe schweigt. Napoleon merkt, daß er zu weit gegangen ist, und fährt fort: „Wenn aber der Zar den Krieg will, so soll er ihn haben. Meine Truppen bitten mich, sie nach Petersburg zu führen."

Napoleon weiß sehr gut, daß das eine glatte Erfindung ist. Er muß aber den Russen einschüchtern. „Nun, meinetwegen", fügt er leicht hinzu, „wir können auch dahin marschieren, und dann wird ihre zweite Hauptstadt dasselbe Schicksal ereilen wie Moskau."

„Ihre Armee ist tüchtig", schmeichelt er dem Russen, „Ihre Offiziere kämpfen wie Löwen, aber meine Armee kann noch viel mehr ertragen. Nun möchte ich Sie fragen, was Ihre persönlichen Wünsche sind?"

„Sire, ich möchte gerne nach Petersburg reisen, wohin ich meine Familie geschickt habe."

„Das trifft sich sehr gut. Ich genehmige Ihnen die Ausreise unter der Bedingung, daß Sie dem Zaren erzählen, was Sie hier gesehen haben."

„Meine Stellung erlaubt es mir nicht einmal, zu hoffen, Seiner Majestät vorgestellt zu werden."

„Wenden Sie sich an den Hofmarschall Tolstoi, ich kenne ihn als einen braven Mann. Lassen Sie sich durch einen Kammerdiener bei ihm melden oder suchen Sie ihn auf, wenn er spazierengeht."

Nachdem der Russe in Gnaden entlassen ist, darf endlich Graefe eintreten. Der Kaiser, der, die Hände auf dem Rücken, unaufhörlich mit seinen kurzen, festen Schritten auf und ab geht, empfängt den preußischen Offizier freundlich. Bei der Begrüßung zupft er ihn sogar am Ohr, ein Zeichen größten Wohlwollens.

Graefe erstattet Rapport und berichtet über die Lage im Hauptquartier Yorcks.

„Brav, sehr brav. Die Preußen sind tüchtige Soldaten", sagt der Kaiser leutselig und klopft Graefe auf die Schulter. „Die Preußen haben bei Jena tapfer gekämpft. Wir werden zusammen mit den Preußen noch viele militärische Großtaten vollbringen."

Napoleon liebt es, manchmal mit Offizieren, die er wenig kennt, aufrichtig zu sein, ihnen von seinen Plänen zu erzählen und sie als großer Menschenkenner auf diese Art für sich zu gewinnen.

„Rußland ist nur eine Etappe auf dem Wege nach Asien", entwickelt der Kaiser einen großzügigen Plan. „Als ich in Ägypten vor den Pyramiden gesiegt habe, wurde ich von einem seltsamen Rausch gepackt. Ich sah mich als Religionsstifter auf dem Wege nach Asien auf einem Elefanten reiten, den Turban auf dem Haupt, in der Hand einen neuen Koran, den ich selbst verfaßt hatte. Ich hatte in meinen Unternehmungen die Erfahrungen von zwei Welten vereinigt, ich hatte das Erbteil, das die Geschichte der europäischen Kultur gibt, verwertet. Vor allem, und das war das Wichtigste, hatte ich die sklavenhälterische Macht Englands in Indien zerschmettert."

Der Kaiser hält nach dieser langen Ausführung inne. „Das war allerdings nur ein Traum ... jetzt soll es Wirklichkeit werden! Warum führe ich eigentlich Krieg gegen Rußland? Ich möchte Ordnung in Europa schaffen. Aber stets bin ich bei England auf Widerstand gestoßen, wie jede Macht übrigens, die in Europa an Einfluß gewinnt. So war es mit Holland, so war es mit Spanien, so wird es mit jeder anderen Macht sein. Ich habe den Krieg mit Rußland begonnen, um weiter nach Indien vorzustoßen und England dort tödlich zu treffen. Ich war eigentlich nie Rußlands Feind. Ich hatte bereits Zar Paul, den Vater des heutigen Zaren, für mich gewonnen. Er war entschlossen, mit mir gegen England zu kämpfen. Er wurde ermordet. Der englische Gesandte in Petersburg stand hinter der Verschwörung der adligen Offiziere."

Graefe, von der aufschlußreichen Beichte Napoleons gefesselt, hört aufmerksam zu. „Schon damals dachte ich an die Kontinentalsperre, um dadurch England am Lebensnerv zu treffen. Zar Paul war gewonnen. Der Zar schrieb mir damals einen freundlichen Brief und nannte mich Bürger und erster Konsul. Er hegte damals einen Haß gegen England und beklagte sich darüber, daß dieses Land alle Rechte der Völker zertritt und sich nur durch seine Selbstsucht und seine Interessen leiten läßt. Er wollte sich mit mir verbünden, um, wie er selbst sagte, den Ungerechtigkeiten dieser Regierung ein Ziel zu setzen. Dieser Zar war bereit, mit mir nach Indien zu marschieren. Er büßte diesen Entschluß mit dem Tode."

Generalintendant Daru tritt ein und meldet, daß der Sekretär zur Aufnahme der dringenden Depeschen bereit ist. Napoleon, der sich mit

dem preußischen Offizier länger aufgehalten hat, als er eigentlich Zeit hatte, zupfte Graefe nochmals am Ohr.

„Melden Sie dem General York, daß alles in bester Ordnung ist. Entweder schließe ich mit dem Zaren Frieden, oder ich marschiere nach Petersburg. Wenn ich die Angelegenheit mit Rußland in Ordnung gebracht habe, wird sich mein indischer Plan verwirklichen."

„Zu Befehl, Sire." Graefe salutiert. Er ist in Gnaden entlassen.

Von seiner Unterredung mit dem allmächtigen Kaiser erzählt er natürlich dem Kameraden, mit dem zusammen er in einem halbverbrannten Palais eine Mädchenkammer bewohnt.

„Mögen die Pläne des Kaisers noch so groß sein", grübelt Graefe laut weiter, „den russischen Feldzug hat er auf alle Fälle verloren. Unser einziges Interesse ist jetzt, Preußen aus dem Zusammenbruch zu retten. Die Stunde hat geschlagen, in der Preußen sich freimachen kann, wir müssen handeln!"

„Willst du damit sagen", fragt Brandt, „daß wir unserem Verbündeten in den Rücken fallen sollen?"

„Dem Verbündeten? Dieses Bündnis ist erzwungen und deshalb hinfällig. Das ganze preußische Volk ist dagegen."

„Und dennoch wird unser König sich niemals entschließen, den Verbündeten zu verraten."

„Ich wiederhole es; einem solchen Verbündeten gegenüber hat man keine Pflichten. Auch auf mich hat die Persönlichkeit Napoleons, ich muß es ehrlich gestehen, einen starken Eindruck gemacht. Es geht aber um Preußen, und da müssen alle anderen Gefühle und Erwägungen schweigen."

„Napoleon will unbedingt schnell Frieden schließen. Ich habe gehört", erzählt Brandt, einer direkten Antwort ausweichend, „daß er den General Lauriston, den ehemaligen französischen Botschafter am Zarenhof, zu Feldmarschall Kutusow geschickt hat, um mit ihm über den sofortigen Abschluß eines Waffenstillstandes zu verhandeln."

„Wenn der Zar jetzt Frieden schließt, wird er Preußen niemals verzeihen. — — Aber der Zar wird keinen Frieden schließen. Nicht der Friede zwischen Napoleon und Zar Alexander ist jetzt wichtig, sondern ... Friede oder zumindest Waffenstillstand zwischen Preußen und Rußland."

„Ich möchte wissen, wie das zu erreichen wäre. Übrigens, hast du daran gedacht, deine Jugendgeliebte in Moskau zu suchen?"

„Ich hoffe, daß sie nicht in Moskau war. Ich reite sofort nach dem Gut des Grafen Scheremetiew, wo sie mit ihrem Vater bis zuletzt wohnte." — — —

Im Trab reitet Graefe durch die brennende Stadt. Der widerliche Brandgeruch erfüllt die Luft. Mit Mühe schreitet das abgemagerte Pferd über glühende Schutthaufen, abgestürzte Dächer und über Leichen, die niemand mehr beachtet. Überall wird geplündert. Elende Gestalten, von grenzenlosem Jammer scheinbar vollständig abgestumpft, schwanken durch die Straßen. Es sind die wenigen Einwohner, die aus irgendwelchen Gründen die Stadt nicht verlassen konnten. Soldaten gehen unter Todesgefahr in die brennenden Häuser und schleppen heraus, was sie finden. Aus verborgenen Wärenlagern werden Stoffballen herausgeholt und auf der Straße aufgestapelt.

Auf den Stufen einer Kirche, deren goldene Kuppel in der Sonne strahlt, hat sich eine große Menge Franzosen versammelt. Stiefel werden aus riesigen Koffern ausgepackt und angezogen. Die Leute sind stark angetrunken und grölen mit heiseren Stimmen.

Aus den Fensteröffnungen und Türen schlagen Flammen heraus, brennende Asche schlägt Graefe ins Gesicht. Im selben Augenblick fällt krachend ein Dach auf die aufgewühlte Straße. Vor einem aufgebrochenen Weinkeller wimmelt es von Soldaten, die mit den Säbeln Champagnerflaschen die Hälse abschlagen und das kostbare Getränk hinuntergurgeln. Blutiger Schaum läuft ihnen von den Lippen herab; sie achten gar nicht darauf, daß sie sich mit dem scharfen Glas schneiden.

Ein Unteroffizier, der kaum auf den Beinen stehen kann, will dem preußischen Offizier einer Flasche überreichen.

„Labe dich, Kamerad", lallt er, „flüssiges Brot, ha, ha, ha."

Graefe winkt ab und gibt seinem Gaul die Sporen.

Auf Schritt und Tritt kann er sich überzeugen, daß die stolze Armee des Kaisers sich in zügellose Haufen, die nur saufen und plündern, aufgelöst hat. Mit Beute beladen strolchen Soldaten wie Räuber durch die verwüsteten Straßen.

Graefe stellt fest, das preußische Korps Yorcks ist wohl der einzige intakte Truppenteil des von Napoleon aufgestellten Riesenheers.

Wie groß ist das Gewicht dieser Truppe in dieser geschichtlichen Stunde!

VII

Wie eine Insel des Friedens mitten im wogenden Flammenmeer liegt zwischen Dünaburg und Riga das Gut Spaskoje des ehemaligen Kammerherrn der Zarin Katharina, Wassilj Wassiljewitsch Chomutow. Hier hat General von Diebitsch, Stabschef des Armeekorps Wittgenstein, sein Hauptquartier aufgeschlagen. Es ist ganz still an diesem Abschnitt der Front. Die Preußen stehen vor Riga und warten einen Angriff der Russen ab, der nicht erfolgt.

In Spaskoje hat die Nichte Chomutows mit ihrer Mutter Unterkunft gefunden. Nadeschda Petrowna liegt den ganzen Tag auf dem Sofa und langweilt sich. Nadeschda Petrowna, die ihren russischen Namen nicht besonders liebt und sich Nadine nennt, ist eine Russin von interessantem Typ. Sie hat einen ungeheuren Erfolg bei Männern, ohne diesen Erfolg irgendwie auszunützen. Die breiten Backenknochen, das rötliche Haar, die schelmischen braunen Augen, kräftig gezeichnete Lippen verleihen der ganzen Erscheinung einen eigenartig-pikanten Reiz.

Nadines einzige Unterhaltung sind die Gespräche mit ihrem Onkel, der die Nichte vergöttert. Wassilj Wassiljewitsch ist ein Sonderling. Den Tee läßt er sich von einer ganzen Armee Lakaien servieren, was Nadine großen Spaß macht.

„Erzähl, Onkel Wassja, von Moskau in der früheren Zeit."

Der alte Herr ist nie müde, zu erzählen, wie er in zwanzig Equipagen, die von siebzig Pferden gezogen wurden, mit einer großen Suite nach Moskau fuhr und jeden Abend im Theater verbrachte.

„Das waren schöne Zeiten", schwärmt Nadine. „Warum mußte dieser schreckliche Krieg kommen, der mir meinen Verlobten geraubt hat."

Wenn Nadine auch sehr viel von Demidow spricht und an ihn denkt, so entbehrt sie dennoch — was sie sich nicht gestehen möchte — den Verlobten weniger, als sie dachte. Vielleicht liegt es daran, daß ihre Interessen so verschieden sind. Demidow liebt mehr geistige Unterhaltung, während sie das gesellschaftliche Leben — nicht umsonst nennt man Nadine die Königin der Bälle — schätzt.

Ein Lakai meldet: „Das Diner ist serviert!"

An der Tafel nimmt auch General von Diebitsch teil. Der General, in Schlesien geboren und in russischen Diensten stehend, ein stattlicher Mann mit regelmäßigen Gesichtszügen, pflegt bei Tisch zu schweigen und läßt geduldig den Wortschwall des alten Hausherrn über sich ergehen.

„Haben wir überhaupt einen Kriegsplan?" poltert Chomutow. „Ich merke nichts davon. Warum marschieren unsere Truppen nicht vorwärts? Immer avancieren, immer attackieren! Der selige Feldmarschall Suworow, der diesen Bonaparte noch im vorigen Jahrhundert im Feldzug in den Alpen geschlagen hat, sagte immer, die Kugel ist eine Närrin, der Säbel ist der beste Kamerad."

„Seine Majestät der Zar", erwidert Diebitsch, „hat einen ganz bestimmten Feldzugsplan entworfen, an den sich die Oberbefehlshaber halten."

„Das nennen Sie einen Feldzugsplan? Der Feind ist bis vor Moskau gedrungen, das ganze Land ist verwüstet! Nein, für mich ist das keine Kriegskunst."

Nach dem Essen spielt Nadine mit dem Onkel Karten. Immer wieder ruft der Onkel nach einem Dienstboten. Trotz der Menge der Leute — Chomutow hatte an die sechzig Leute Dienstpersonal — ist manchmal niemand da.

„Wo haben sich die Verfluchten verkrochen?" schreit der Hausherr, um zu erfahren, daß die Mädchen nähen und stricken und daß die Lakaien mit allen möglichen Arbeiten beschäftigt sind.

So vergehen in Langeweile die Tage auf dem Gut. Seltsam genug — von Demidow kommen gar keine Nachrichten. Nadine ärgert sich und entschließt sich endlich, dem fernen Verlobten zu schreiben. Sie beklagt sich über das eintönige Leben auf dem Gut, schwärmt wie immer von Moskau, fragt, wie es in Moskau aussieht, und wird zum Schluß des Briefes plötzlich zärtlich.

An einem regnerischen Tage meldet sich in Spaskoje ein Kurier aus Petersburg. Aus der Residenz des Zaren? Was mag das sein? Der Kurier hat den Auftrag, Exzellenz von Diebitsch zu sprechen.

„Melde gehorsamst, Exzellenz", sagt der in Zivil gekleidete Beamte, ein Staatsrat aus dem Mitarbeiterstab des Freiherrn vom Stein, „ein wichtiges Schreiben des Freiherrn."

Diebitsch liest den Brief. Stein berichtet über sein Gespräch mit dem Zaren und rät Diebitsch, Fühlung mit den Preußen, die den russischen Truppen vor Riga gegenüberstehen, in vorsichtiger und diskreter Weise aufzunehmen. Um ihre Gesinnung zu erfahren und Vorbereitungen zu treffen, die zum Abschluß eines Waffenstillstandes führen könnten.

Einige Minuten sitzt Diebitsch nachdenklich am Tisch. Dann fragt er: „Ist das der einzige Brief, den Sie für mich haben?"

„Jawohl, Exzellenz!"

„Solange ich keinen direkten Befehl von Seiner Majestät besitze, kann ich mit den Preußen nicht verhandeln."

„Freiherr vom Stein ist der Meinung, daß zunächst nur eine Fühlungnahme genügen würde."

„Bis jetzt haben sich die Preußen tapfer geschlagen, und es gibt nicht das geringste Anzeichen einer friedlichen Stimmung."

„Ist es nicht ein Jammer für einen deutschstämmigen General", erlaubt sich der Staatsrat die einigermaßen heikle Bemerkung, „gegen seine Landsleute zu kämpfen?"

„Ich stehe in russischen Diensten", erwidert Diebitsch abweisend und kühl. „Ich habe Seiner Majestät dem Zaren den Treueid geleistet, ich erfülle meine Pflicht."

Der Staatsrat sieht, daß in dieser Sache nichts mehr zu erreichen ist. Diebitsch bleibt undurchdringlich.

„Darf ich um eine Antwort bitten, Exzellenz?" bricht der Staatsrat das peinliche Schweigen. „Ich soll sofort zurückkehren."

Diebitsch schreibt einen kurzen Brief und überreicht ihn schweigend dem Staatsrat. Dann verbeugt er sich und verläßt das Zimmer. Einige Minuten später saust die Troika, die den Kurier nach Spaskoje gebracht hat, zurück nach Petersburg. — — —

Das Leben auf dem Gut geht weiter. Onkel Wassja hat sich entschlossen, seiner Nichte zuliebe einen Ball zu veranstalten. Er hat

General Diebitsch um die Erlaubnis gebeten. Der General, der von den Vorgängen in Moskau noch nichts weiß, hat nichts dagegen.

Viele junge Leute aus der Umgebung sind der Einladung gefolgt. Auch einige junge Damen sind erschienen. Dienstboten in Nationaltrachten laufen herum. Heiducken in bunten Kaftans und steifen Grenadiermützen tragen auf silbernen Tabletts Leckerbissen und Weine.

„Wissen Sie nichts von Moskau?" fragt Nadine einen Kavalier, der pomadisiert und nach der letzten Mode angezogen ist. Der Jüngling hat es vorgezogen, auf seinem Gute zu leben, statt dem Vaterlande zu dienen.

„Die sonderbarsten Gerüchte gehen um", erzählt der junge Mann. „Ich wage es nicht, sie laut auszusprechen."

Nadine stockt das Herz, sie muß an ihren Verlobten denken, dem vielleicht schwere Gefahr droht. „Sagen Sie es mir! Ich verspreche Ihnen, es nicht weiter zu erzählen."

„Nun, es heißt, daß Moskau nicht nur von den feindlichen Armeen besetzt ist, sondern ..." Der Jüngling stockt.

„Hat es eine Schlacht gegeben? Sind die Russen besiegt worden?" stellt Nadine die bange Frage.

„Es ist noch schlimmer, Nadeschda Petrowna."

„Was kann noch schlimmer sein, als daß wir geschlagen sind? Die russische Armee hat noch nie eine Niederlage im eigenen Lande erlitten."

„Es ist ein Geheimnis. Ich beschwöre Sie, es für sich zu behalten. Moskau ist restlos vernichtet worden."

„Um Gottes willen! Sollten die Franzosen die Stadt verwüstet haben? Napoleon hat bis jetzt die Hauptstädte seiner Feinde immer geschont. Ich verstehe nicht, was Sie meinen?"

„Nicht die Franzosen, die Russen haben Moskau zerstört. Der Generalgouverneur Rostopschin hat keinen anderen Ausweg gesehen, als Moskau zu verbrennen, um die Stadt nicht dem Feinde zu überlassen."

Moskau verbrannt? Die heilige Hauptstadt des russischen Reiches! Und Demidow ist in Moskau. Nadine wird plötzlich schwarz vor Augen. Sie schwankt und sinkt ihrem Kavalier ohnmächtig in die Arme.

Onkel Wassja, der den Vorfall bemerkt hat, stürzt entsetzt auf Nadine zu. „Was ist geschehen, mein Täubchen?“ jammert der alte Herr und reibt Nadine mit seinem Spitzentaschentuch die Schläfen. Der alte Herr ist sehr gefühlvoll, was ihn nicht gehindert hatte, einmal einen seiner Diener von Spaskoje zu Fuß nach Petersburg marschieren zu lassen, um einem Senator eine Nachtigall, deren Gesang dem Senator gefallen hat, in einem Käfig zu überbringen.

Nadine ist zu sich gekommen. Plötzlich schüttelt ein heftiger Weinkrampf ihren schönen Körper.

„Moskau ist verbrannt“, schreit sie laut in den Saal hinein und gibt das Geheimnis, das ihr der Modejüngling anvertraut hat, preis.

Moskau verbrannt? Alles schreit durcheinander. Kläglich verstummt die Hauskapelle. Ein großer Kreis hat sich um die weinende Nadine gebildet, die stockend von dem furchtbaren Unglück, das sich in Moskau abgespielt haben soll, erzählt. Ihr Kavalier hat es für richtiger gehalten, in der Menge zu verschwinden und eiligst nach Hause zu fahren.

Auch General von Diebitsch hat die Worte Nadines vernommen.

„Ich habe noch keine Nachrichten aus Moskau“, gesteht der General. „Ich werde sofort alle Maßnahmen treffen, um Nachrichten zu erhalten. Ich würde es aber für besser halten, die Festlichkeiten abzubrechen.“

In bedrückter Stimmung verlassen die Gäste den Ball, der mit einem solchen furchtbaren Mißklang endete.

VIII

In der Nähe von Kuskowo stößt Graefe plötzlich auf russische Vorposten. So nahe sind die Russen schon vor Moskau! Scheinbar ist Kuskowo besetzt. Hat Graefe den beschwerlichen Ritt umsonst unternommen? Wird er Henriette nicht finden? Der preußische Offizier parlamentiert mit russischen Soldaten, die ihn schwer verstehen. Ein bärtiger Mann entschließt sich, einen Offizier zu holen.

Der russische Major, dem der Soldat den Vorfall gemeldet hat, redet Graefe, in dem er den Preußen sofort erkannt hat, in tadellosem Deutsch an.

„Ich bin Balte", erklärt der Major, „ich heiße Baron Schilling, was wünschen Sie?"

„Ich bin nach Moskau geritten, um meine Kusine zu suchen. Ihr Vater ist in Kuskowo als Kapellmeister tätig."

Der baltische Offizier legt die Hand an die Mütze. „Gut, ich werde Ihnen einen Passierschein geben. Sie dürfen jedoch nicht länger als vier Stunden auf dem Gut bleiben. Können Sie mir die Versicherung geben, daß einzig der Wunsch, ihre Kusine zu sehen, Sie hierhergeführt hat!"

„Ich gebe Ihnen das Wort eines preußischen Offiziers!"

„Das genügt mir vollkommen", erwidert der Baron und füllt einen Passierschein aus.

Eine Viertelstunde später reitet Graefe in den Hof des Magnatengutes ein, erstaunt über die Pracht der zahlreichen Häuser, Schlösser und Nebengebäude. Eine solche Pracht hat Graefe noch nie gesehen. Das Gut seiner Eltern in Hinterpommern kommt dem Preußen dagegen bescheiden, wenn nicht ärmlich vor. Graefe läßt sich bei dem Grafen Scheremetiew melden.

„Was führt einen feindlichen Offizier in mein Schloß?" fragt der Graf, indem er den seltsamen Gast neugierig mustert.

„Ich suche meine Kusine, Fräulein Henriette Waltz", erwidert Graefe.

Scheremetiew ist unangenehm berührt. Weiß der Preuße von seinen Nachstellungen? Womöglich will er von ihm Rechenschaft verlangen! Ihn fordern?

„Es tut mir leid, Ihnen mitteilen zu müssen", sagt der Graf vorsichtig, „daß Herr Waltz, den ich als Kapellmeister außerordentlich geschätzt habe, kurz vor Kriegsausbruch plötzlich verschieden ist. Fräulein Henriette hat daraufhin das Gut verlassen."

„Der gute Onkel Waltz ist tot?" Wie immer bei einer Todesnachricht klingt sie zunächst unwahrscheinlich. Graefe ist stark bewegt. „Wo mag Fräulein Henriette sein?"

Scheremetiew, der sich inzwischen beruhigt hat, merkt, daß der Preuße nichts weiß — zuckt mitleidsvoll die Achsel. „Ich habe dem Fräulein meine Protektion angeboten und habe sie gebeten, in meiner Obhut zu bleiben. Eines Tages aber war sie verschwunden. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wo sie sich aufhalten mag. Sie wollte unbedingt nach Deutschland zurückkehren. Ich habe versucht, sie von der Aussichtslosigkeit dieses Planes zu überzeugen, aber es ist mir scheinbar nicht gelungen. Vielleicht wollte die junge Dame ihre Landsleute in Moskau aufsuchen — es sind ja genug deutsche Truppen einmarschiert — um bei ihnen Rat zu holen."

Der Graf weiß tatsächlich nichts von dem Schicksal Henriettes; denn der Jagdbursche, dem er den Auftrag gegeben hat, koste es, was es wolle, das Mädchen zu finden und wohlbehalten in Kuskowo abzuliefern, hat sich bisher auf dem Gute nicht gezeigt.

„Das ist unmöglich!" ruft Graefe entsetzt aus. „Moskau ist ein einziges Flammenmeer!"

„Es tut mir leid, Ihnen keine andere Auskunft geben zu können, mein Herr", schließt Scheremetiew, förmlich geworden, die Unterhaltung.

Ratlos verläßt Graefe den prunkvollen Raum, dessen Herrlichkeit jetzt gar keinen Eindruck mehr auf ihn macht. Graf Rostopschin, der sich immer noch in Kuskowo aufhält, hat erfahren, daß ein Preuße den Grafen aufgesucht hat, und läßt ihn zu sich bitten.

Als Graefe dem russischen General gegenübersteht, weiß er nicht, daß er den Generalgouverneur von Moskau vor sich hat. Der schlaue Rostopschin hält die Gelegenheit für günstig, den preußischen Offizier für seine Pläne zu gebrauchen. Er lädt ihn zu seiner Tafel ein. Graefe ist eigentlich froh, nach so vielen Strapazen und Entbehrungen an einem gutgedeckten Tisch zu sitzen, der sich unter der Last der erlesensten Speisen und Getränke biegt.

„Sie waren in Moskau", plaudert Rostopschin im verbindlichsten Ton, „Sie haben die schrecklichen Verwüstungen gesehen, die die unglückliche Stadt erdulden mußte. Wenn Sie zu Ihren preußischen Kameraden zurückkehren, dann erzählen Sie ihnen, wie es in Moskau aussieht. Sagen Sie ihnen, daß die Lage der Franzosen vollständig aussichtslos ist."

Wo will er hinaus? denkt Graefe, dem die Sorge um Henriette zunächst alle anderen Gedanken verscheucht hat.

„Erklären Sie Ihren Preußen", fährt Rostopschin etwas ironisch fort, „daß die große Armee Napoleons ihrem Untergang entgegensieht."

„Ich weiß", weicht Graefe aus, „daß viele Preußen in der Zarenarmee dienen."

„Allerdings. Unsere Armee wird von zahlreichen deutschen Offizieren erfolgreich geführt", bestätigt Rostopschin. „Gerade dem preußischen Korps gegenüber stehen lauter Deutsche. General von Diebitsch, der Stabschef des Korps Wittgenstein, ist ein Schlesier. Dieser General gehört zu den fähigsten Köpfen an unserem rechten Flügel."

„Alles deutsche Namen! Darf ich Sie um eine Auskunft bitten, Exzellenz", fragt, von einem plötzlichen Einfall erleuchtet, der preußische Offizier. „Wo befindet sich General von Diebitsch?"

„Wozu wollen Sie es wissen?" Rostopschin sieht seinen Gast scharf an.

„Ich habe einen Gedanken, den ich zunächst für mich allein behalten möchte. Ich versichere Ihnen jedoch auf meine Ehre, als preußischer Offizier, daß meine Absichten sich keineswegs gegen russische Interessen richten ... im Gegenteil ..."

„Ich glaube Ihnen", erwidert Rostopschin und hebt sein Glas, dem Preußen zutrinkend. „Der General befindet sich nach meinen letzten Informationen immer noch auf dem Gut Spaskoje in der Nähe von Riga."

„Exzellenz, würden Sie mir einen Passierschein geben, der es mir ermöglicht, General Diebitsch zu erreichen?"

Rostopschin überlegt einige Sekunden, dann sagt er kurz entschlossen: „Ja."

Der russische General setzt sich an den Schreibtisch und fertigt ein Schriftstück aus, das er Graefe mit einem verbindlichen Lächeln überreicht. „Ich wünsche Ihnen alles Gute auf dem Weg ...", sagt er dabei.

„Ach nein", fügt Rostopschin hinzu, „ich bin abergläubisch wie jeder Russe. Ich will Ihnen lieber Hals- und Beinbruch wünschen."

Freundlich verabschiedet sich Rostopschin von dem preußischen Offizier, der sich beeilt, nach Moskau zurückzukehren. —

Einige Stunden später sitzt Graefe beim Schein einer armseligen Kerze in dem eiskalten Zimmer, in dem die beiden Preußen Quartier genommen haben. Graefe erfährt von Brandt, daß Napoleon in aller Eile Moskau verlassen hat, und daß der Rückmarsch von Teilen der Armee bereits begonnen habe.

„Ich habe einen Entschluß gefaßt, Brandt", sagt Graefe in einem Ton, der keinen Widerspruch duldet. „Leider konnte ich Henriette nicht finden. Ich habe von dem alten Grafen erfahren, daß ihr Vater gestorben und daß Henriette plötzlich verschwunden ist. So leid es mir auch tut, aber ich kann mich nicht länger mit dieser Familienangelegenheit beschäftigen. Ich habe eine wichtigere Aufgabe, vor der alle anderen Gefühle zu schweigen haben. Die Russen sind, so glaube ich, einem Frieden mit Preußen nicht abgeneigt. Napoleons Armee ist, wie du dich selbst überzeugen konntest, in voller Auflösung. Ich reite heute noch in das russische Stabsquartier bei Riga und setze mich mit General von Diebitsch in Verbindung. Der General ist Deutscher von Geburt und wird sicher einsehen, daß die Stunde geschlagen hat, sich mit den Preußen zu verständigen."

„Einen solchen Schritt willst du auf eigene Faust unternehmen?" ruft Brandt empört aus. „Der Alte wird dich erschießen lassen."

„Ich kenne nur die innere Stimme meiner Pflicht, und das Gebot der Stunde verlangt es. Leb wohl, Brandt."

„In eine schöne Lage hast du mich versetzt, Graefe, wie kann ich mich vor dem Alten zeigen, was soll ich ihm sagen. Eine nette Bescherung, fürwahr!"

„Melde ihm, daß ich demnächst bei ihm eintreffe. Sage, daß ich unterwegs krank geworden bin."

„Als preußischer Offizier kann ich meinen Vorgesetzten nicht anlügen."

„Erfinde irgend etwas, sage, was du willst! Ich werde meine Pflicht tun, so wie ich sie auffasse. Es tut mir leid, ich kann nicht anders. Ich bitte dich jedenfalls, von meinem Plan nicht ein Wort dem Alten zu sagen, kannst du mir das versprechen? Ich nehme die ganze Verantwortung auf mich."

„Gut, das will ich dir als alter Kamerad versprechen. Jedenfalls hast du mir eine schöne Suppe eingebrockt."

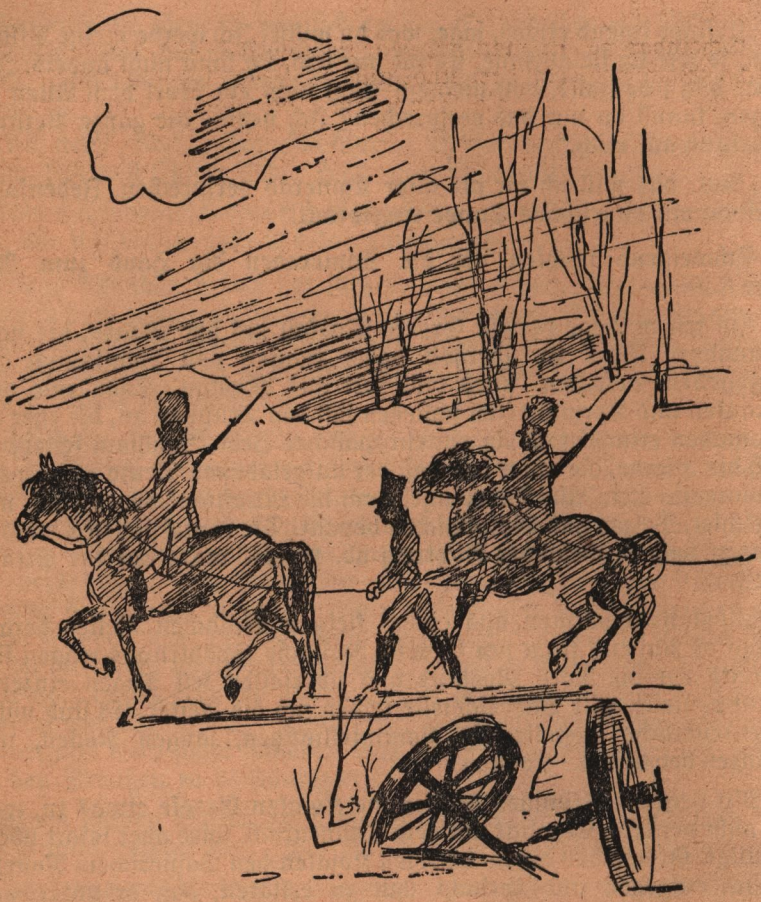
Schweigend reichten sich die Kameraden die Hand zum Abschied. — —

Am selben Tage verläßt Graefe Moskau auf der Straße, die nach Dünaburg führt. Er überholt dabei Haufen von phantastisch angezogenen Soldaten. Alles will fort aus Moskau. Schwärme von Kranken und Verwundeten schließen sich den Truppen an, die eher an Nomaden erinnern als an ein europäisches Heer. Mühsam schleppen sich die Pferde, die unter der Last der aufgeladenen Beute nahezu zusammenbrechen. Alle Fahrzeuge, auch die Munitionswagen, sind mit Geschirr, Pelzen und Weinflaschen bepackt. Die französischen Truppen biegen bald in westlicher Richtung ab. Graefe reitet auf der Straße weiter.

Plötzlich schwärmen aus einem kleinen Wäldchen Reiter heran. Sind es Russen? fragt sich Graefe. Russische Spähtrupps wagen sich bereits vor die Tore Moskaus und überfallen seit Tagen einzelne Truppenteile. Mit Blitzesschnelle nahen sich die Reiter. Es sind wildabenteuerliche Gestalten in Lammfellmützen, langen Röcken, mit Lanzen bewaffnet. Kosaken!

Mit heiseren Stimmen brüllen die Kosaken Graefe etwas zu, was er nicht versteht. Er winkt mit dem Taschentuch, wird aber sofort überwältigt. Graefe hält einem bärtigen Kosaken den Passierschein Rostopschins entgegen und versucht ihm zu erklären, daß er unterwegs zu dem Hauptquartier des Generals Diebitsch sei. Vergebliche Mühe! Keiner von den Kosaken kann scheinbar lesen! Auch der Name des Generals Diebitsch macht nicht den geringsten Eindruck. Graefe ist gefangen!

Die Kosaken führen den preußischen Offizier in das Wäldchen ab, wo vor einem Biwakfeuer etwa zwanzig Gefangene herumliegen. Stumm läßt sich Graefe auf den kalten Boden nieder.



Die Nacht senkt sich über den Gefangenentransport ... Graefe versinkt in einen dumpfen Halbschlaf.

Der Winter ist herangerückt. In den letzten Tagen ist bereits Schnee gefallen. Dennoch ist das Wetter noch einigermaßen heiter und schön,

so daß auch nachts die Kälte zu ertragen ist. Bei Morgengrauen befiehlt der Kosakenoffizier aufzubrechen. Die Gefangenen müssen zu Fuß gehen. Wohin? Graefe sieht, daß jede Verständigung mit den Kosaken ausgeschlossen ist. Die anderen Gefangenen sind so apathisch, daß sie kein Wort mit ihm reden.

Scheinbar nähert man sich dem Schlachtfeld von Borodino. Seit sechs Wochen liegen dort unbegrabene Leichen von Menschen und Pferden. Hell scheint die Sonne am wolkenlosen Himmel und beleuchtet ein Bild des Grauens. Es wird immer kälter. Manche Gefangene fallen erschöpft zu Boden. Ein Kosak gibt einem Franzosen den Gnadenschuß.

Unendlich erscheint Graefe der Marsch. Man übernachtet im Wald oder in verlassenen und halbzerstörten Dörfern. Das Thermometer sinkt von Stunde zu Stunde. Wieviel Kältegrade mögen es bereits sein? Acht? Zehn? Oder zwölf?

Graefe ist der Verzweiflung nahe. Er wird nie Diebitsch erreichen, er wird nie seinen Plan ausführen können ... Wer weiß, was inzwischen geschehen kann. Es ist ein Weg in den Abgrund, den er geht.

Mit einemmal setzt der russische Winter ein, von dem Graefe auf seinem elterlichen Gut in einem Jugendbuch gelesen hat, der schreckliche russische Winter. Es schneit tagelang, die Kälte wird stärker, dazu gesellt sich ein eisiger Wind, der ganze Schneeberge zusammenweht. Der Boden ist vereist, der Marsch durch die Schneegräben und über das Glatteis wird immer beschwerlicher.

Die Kosaken lachen, als sie die blauen Gesichter der unglücklichen Gefangenen sehen. Die Steppensöhne haben gut lachen in ihren warmen Mänteln.

Graefe kann bald die Tage nicht mehr zählen, die er unterwegs ist ..

IX

In einer finsteren, stürmischen Novembernacht hält ein Schlitten auf dem verschneiten Hofe von Kuskowo. Eine in Mäntel und Pelze dicht eingehüllte Gestalt steigt aus. Der Offizier, der sich unter dieser Kleidung verbirgt, verlangt, auf der Stelle den Grafen Rostopschin zu sprechen.

„Seine Durchlaucht geruhen zu schlafen", versucht der von Lakaien herbeigerufene Hausmeister des Grafen Scheremetiew dem unbekannten Offizier — seinem Auftreten nach muß es eine Persönlichkeit von Rang sein — zu erklären.

„Sofort wecken!" befiehlt der Offizier.

Der Haushofmeister sieht, daß jeder Widerspruch unnütz wäre, und verschwindet. Fünf Minuten später erscheint Rostopschin verschlafen und verärgert in einem Hausrock. Als er den Gast sieht, zuckt er zusammen. Der Offizier legt schnell den Finger an den Mund und folgt dem Grafen in den großen Saal des Schlosses.

„Majestät", stammelt Rostopschin, „ich will mich sofort umziehen ... Majestät verzeihen ... diese unerwartete Ankunft."

„Bleiben Sie, Rostopschin", sagt der Zar mit steinernem Gesicht. „Niemand darf zunächst wissen, daß ich hier bin. Ich habe Petersburg heimlich verlassen, um mich selbst von der Lage zu überzeugen. Ich wollte den Meldungen nicht glauben, die ich erhalten habe."

„Majestät waren in der Nähe von Moskau?!"

„Jawohl, Rostopschin. Von weitem habe ich den Feuerschein gesehen. Es brennt noch immer in meiner schönsten Stadt."

„Majestät, es war eine Notwendigkeit."

„Ich hätte Sie eigentlich vor ein Kriegsgericht stellen lassen müssen, Rostopschin. Ich habe wahrhaftig Glück mit meinen Oberbefehlshabern", sagt der Zar bitter, „Kutusow liefert die Stadt ohne Schlacht aus, und Sie lassen Moskau anzünden."

„Ich habe als echter Russe gehandelt, Majestät. Eben weil Kutusow die Stadt ohne Kampf aufgeben zu müssen glaubte, sah ich kein anderes Mittel, den Feind zu schädigen, als Moskau zu verbrennen und unter den Ruinen der brennenden Stadt alle Hoffnungen des Feindes zu begraben. Das russische Volk glaubt jedoch, Napoleon hätte die Stadt angezündet, das schürt seinen Fanatismus. Das Volk wird den Brand Moskaus den Franzosen nie verzeihen."

„Und wenn das Volk erfährt, daß ein Russe diese Untat begangen hat?"

„Dann wird es zu spät sein, Majestät. Dann wird die Volksrache Wunder vollbracht haben."

Der Zar läßt sich müde auf ein Sofa fallen. Er ist, seit Rostopschin ihn nicht gesehen hat, um Jahre gealtert. Sein Gesicht scheint gedunsen, Tränensäcke liegen schwer unter den Augen. „Moskau ist nicht mehr zu retten", beginnt der Zar leise, „es heißt jetzt weiter zu handeln. Ich habe Sie aufgesucht, Rostopschin, weil Sie trotz Ihrer Dickköpfigkeit ein kluger Mann sind. Ich habe mit dem Freiherrn vom Stein gesprochen, dessen Rat ich, wie Sie wissen, so hoch schätze. Stein dringt auf eine Verständigung mit Preußen."

„Majestät, dieser Meinung bin auch ich. Ein Festhalten an dem Bündnis mit Preußen hätte uns seinerzeit Tilsit erspart. Jedoch traten wir nach der Schlacht von Friedland in Verhandlungen mit dem Feind. Ich habe schon damals Majestät vor Napoleons Plänen gewarnt."

„Nur blutigen Herzens mußte ich damals Preußen fallenlassen. Ich will Ihnen sagen, warum, Fedor Wassiljewitsch."

Der Zar ist plötzlich zutraulich geworden. Wenn er jemanden mit Namen und Vaternamen nennt — das weiß Rostopschin — will er sein Herz ausschütten. „Damals kommandierte Benigsen die russische Armee. Benigsen war, wie Sie wissen, einer der Männer, die meinen seligen Vater Zar Paul beseitigt haben." Der Zar hält verlegen inne.

Wußte er nicht selbst von der Verschwörung, der sein Vater zum Opfer fiel, und hinter der, wie er erst später erfuhr, England stand? Auf Befehl aus London hatten englische Agenten die Palastrevolution finanziert. Man fürchtete nicht umsonst an der Themse ein Bündnis des Zaren Paul mit Bonaparte. Schon damals wollte Bonaparte den Plan eines Feldzuges nach Indien mit russischer Hilfe verwirklichen.

„Ich stand damals ganz allein", fährt der Zar nach einer Verlegenheitspause fort, „Benigsen wollte den Frieden mit Napoleon. Es war grausam und schmerzlich für mich, Preußen nicht mehr nützlich sein zu können. Aber ich mußte mit Gewalttaten rechnen. So tat ich den verhängnisvollen Schritt und habe, was ich heute offen gestehe, die günstige Gelegenheit verpaßt."

„Majestät erkennen also an, daß die Abkehr von Preußen Rußland zu der gegenwärtigen Katastrophe geführt hat."

„Es ist so. Ich habe schon manche Gelegenheit verpaßt. Noch einige Jahre vor diesem Feldzug hat mir der König von Preußen einen Brief geschrieben. Er schrieb, daß in seinem Land die Empörung gegen die Fremdherrschaft gewaltig wäre. Die Königin, die preußischen Minister und Generale drängten zum Kriege. Blücher kommandierte damals in Stargard. Er hatte alles bis auf den letzten Uniformknopf bereit, um sofort ins Feld rücken zu können. Und dann kam die Nachricht von Aspern! Es war die erste Niederlage Napoleons! Vor den Mauern Wiens! Blücher flehte den König an, die Fesseln zu zerbrechen. Das war der gegebene Augenblick, gegen Napoleon zu marschieren. Ich habe mich aber an die Abmachungen von Tilsit gehalten und schickte ein Hilfskorps gegen Österreich. Fehler, nichts als Fehler!"

„Diese Fehler können Majestät jetzt wieder gutmachen."

„An seinem Geburtstag vor einem Jahr drohte Napoleon meinem Botschafter zu Paris. Der Kaiser wollte in Polen eindringen. Das war ein Signal für Preußen."

„Ich habe Majestät damals geraten, loszuschlagen. Ich habe vorausgesagt, daß Napoleon den Krieg gegen uns beginnen wird. Der Kaiser wollte nicht warten, bis wir, nach siegreicher Beendigung unseres Krieges mit den Türken, Verstärkungen von der Donau erhalten. Unsere bärtigen Männer, die Muschiks, waren und bleiben die Macht Rußlands. Auch heute sind aus dem Blute der Soldaten Helden geboren."

Der Zar beichtet weiter, er ist dem Weinen nahe. Er hat wieder einen Anfall von Selbstzerknirschung, in denen er sein blutendes Herz einem Mann, zu dem er Vertrauen hat, öffnet. „Gott strafe mich dafür, daß ich damals nicht auf Sie gehört habe, Fedor Wassiljewitsch. Der Augenblick war günstig. Von Scharnhorst weiß ich, daß Preußen damals bereit war. Die Kriegspartei in Preußen wollte losschlagen, noch bevor Napoleon die Schlinge zusammenziehen konnte. Es wurde

in aller Stille tüchtig gerüstet. Sogar die Pfarrer predigten in Dörfern die nationale Erhebung. Der König von Preußen schrieb mir, daß auch ein Kampf der Verzweiflung ehrenvoller sei als freiwillige Unterjochung. Ich aber habe gezögert. Da fielen die Würfel. Der Preußenkönig wurde mein Feind. In tagelangen Gesprächen habe ich das alles mit Stein erörtert, ohne mich entschließen zu können."

„Sind Majestät jetzt entschlossen?" fragte Rostopschin den wankelmütigen Monarchen.

„Preußen braucht russische Hilfe genau so wie Rußland die preußische. Ich könnte Preußen wieder in den Machtstand einsetzen, den es vor seinem Sturz besessen hat. Freiherr vom Stein träumt von einer deutschen Einheit, aber das ist eine rein deutsche Angelegenheit. Nur mit Preußen kann ich die polnische Frage regeln, wir werden Polen neu aufteilen."

„Majestät haben England vergessen. Nie wird England einen Machtzuwachs Preußens gutheißen. Es wird immer unter dem Vorwande des Schutzes der kleinen Staaten eben diese kleinen Staaten gegen Preußen ausspielen."

Rostopschin hat eine empfindliche Stelle im Herzen des Zaren berührt. Zwischen dem Zaren und dem Prinzregent von England besteht eine persönliche Abneigung, zumal der Zar von der feindlichen Stellung des englischen Kabinetts gegen Rußland genau unterrichtet ist.

„Ich weiß", erwidert der Zar, „daß unser Verbündeter England gefährlicher ist als der Feind. Ich werde daher nie eine Einmischung Englands in meine Pläne dulden."

Rostopschin hält den Augenblick für günstig, dem Zaren von dem Besuch Graefes zu berichten und von der geplanten Reise des preußischen Offiziers in Diebitschs Hauptquartier.

„Es ist eine seltsame Duplizität der Fälle", ruft der Zar erregt aus, „das Schicksal hilft uns! Ich habe mich ebenfalls entschlossen, einen Boten mit geheimem Auftrag an General Diebitsch zu senden. Der Entschluß mußte reif werden. Jetzt, nachdem ich die Zeichen der Auflösung der französischen Armee gesehen habe, steht dieser Entschluß unerschütterlich fest."

„Ich könnte Majestät einen zuverlässigen Offizier empfehlen."

„Die Aufgabe verlangt diplomatischen Takt und Mut."

„Leutnant Demidow wäre der rechte Mann dazu, Majestät. Er ist als einer meiner Agenten in Moskau gewesen. Er hat unter täglichem

Einsatz des Lebens die Ausführung meiner Befehle in Moskau ermöglicht. Darf ich den Leutnant eintreten lassen?"

Der Zar nickt. Rostopschin läßt Demidow rufen. Der Zar mustert den stattlichen jungen Offizier, der wie eine Säule aus Erz vor seinem obersten Kriegsherrn steht.

„Ich gebe dir einen wichtigen Auftrag", beginnt der Zar, der nur zu höheren Offizieren Sie sagt und nach der Art Peters des Großen jüngere Offiziere so behandelt, als wenn sie seine Kinder wären. „Du begibst dich zunächst zu Feldmarschall Kutusow und meldest ihm, daß ich mich entschlossen habe, sofortigen Waffenstillstand mit Preußen zu schließen. Ich weiß, daß der Feldmarschall nicht besonders gut auf die Deutschen zu sprechen ist. Du meldest ihm aber meinen Befehl, er soll sich an die neue Tatsache halten und dem Korps Wittgenstein befehlen, keine Angriffshandlungen gegen das preußische Korps zu unternehmen. Dann reitest du weiter, so schnell du nur kannst, nach dem Hauptquartier des Generals Diebitsch. Du meldest ihm, daß ich befehle, mit aller notwendigen Diskretion eine Verbindung mit den geeigneten Leuten des preußischen Korps aufzunehmen. Er muß den Preußen klarmachen, daß ihre Lage hoffnungslos ist, da die Große Armee als Ganzes nicht mehr existiert, und da Napoleon sein Spiel in Rußland endgültig verloren hat. Die Preußen haben zu wählen. Entweder auf eigene Faust den aussichtslosen Kampf mit meinen Armeen weiterzuführen oder ..."

Der Zar wollte sagen kapitulieren, spricht aber das Wort nicht aus. Er weiß allzu gut, daß das Wort Kapitulation im Wortschatz eines preußischen Offiziers fehlt.

„Oder ... einen Waffenstillstand zu schließen und noch mehr — ein Bündnis mit Rußland. Dazu wird allerdings der Befehlshaber des preußischen Korps nicht bevollmächtigt sein. Ein Waffenstillstand wird aber der Beginn einer neuen Wendung in der Geschichte sein. Ich gebe dir nichts Schriftliches, für den Fall, daß du, was ich nicht hoffe, in Gefangenschaft geraten solltest."

Der Zar greift nach der Tasche und holt ein Bündel Banknoten hervor. Ohne sie zu zählen, überreicht er das Paket dem Offizier. „Hier hast du Geld für die Unkosten. Bestelle dir die besten Pferde und unternimm alles, um so schnell wie möglich dein Ziel zu erreichen."

Demidow salutiert und verläßt das Zimmer.

„Ich muß sofort zurückreisen", erklärt der Zar, „meine Abwesenheit darf in Petersburg nicht auffallen. Sobald die Angelegenheit mit Preußen in Ordnung geht, werde ich mich zur Armee begeben. Ich hoffe, zusammen mit den Preußen den Krieg nach Frankreich zu tragen. Es kann keine Rede von einem Frieden sein, solange ein feindlicher Soldat auf dem heiligen russischen Boden steht. Aber auch die Vertreibung des Feindes wird mir nicht genügen, wenn ich Preußen an meiner Seite habe ... Die englische Frage ..., die werde ich später lösen. Solange Preußen und Rußland einig sind, wird England in Europa nichts mehr zu sagen haben."

Rostopschin begleitet den Zaren auf den Hof, wo der Herrscher Rußlands in einen Schlitten gepackt wird. ... Die Pferde ziehen an. Der Schlitten verschwindet im Morgennebel. ...

Inzwischen ist es allmählich hell geworden. Der Schneesturm hat sich gelegt. Eine blasse Sonne bricht durch die Wolken. Graf Scheremetiew sitzt — er ist ein Frühaufsteher — bereits am Frühstückstisch.

„Durchlaucht", flüstert der Haushofmeister geheimnisvoll ins Ohr, „Senjka ist da."

Scheremetiew fährt auf. „Herein mit dem Halunken."

Winselnd kriecht der Jagdbursche Senjka herein und wirft sich dem Grafen zu Füßen.

„Ich lasse dich aufhängen, du Schurke", brüllt der Graf, „wo ist das Mädchen?"

„Väterchen, Durchlaucht ... erbarme dich meiner. Wir hatten das Mädchen schon gefaßt, als plötzlich ..."

In diesem Augenblick fliegt die Tür auf, und Demidow, den Lakaien vergeblich zurückhalten wollen, stürzt ins Zimmer.

„Ich habe es bis zum letzten Augenblick nicht glauben wollen, Graf", schreit Demidow, „daß Sie hinter dieser schändlichen Geschichte stecken. Fräulein Henriette hat es zwar gleich angenommen. Erst als ich den Strolch zu Ihnen hineinschleichen sah, wurde mir alles klar."

„Was wünschen Sie, mein Herr? Was berechtigt Sie, ohne Anmeldung bei mir einzudringen und mich zu belästigen."

Senjka hat sich inzwischen vor dem Grafen auf die Knie geworfen.

„Dieser Mann ist Zeuge", fährt Demidow aufgeregt fort. „Seinen Kumpan habe ich niedergeknallt. Können Sie leugnen, daß diese

Leute in Ihrem Auftrag ein unschuldiges Mädchen, das Sie mit Liebesanträgen verfolgten, rauben wollten?"

Der Graf gibt Senjka einen Fußtritt, wonach der Jagdbursche schleunigst das Zimmer verläßt. Der Graf hat seine Fassung wiedergewonnen, schluckt ein Glas Madeira hinunter und sagt: „Das alles geht Sie gar nichts an."

„Als Kavalier bin ich verpflichtet, jede Dame zu schützen."

„Sie sind wohl an der Person sehr interessiert?" höhnt der Graf. „Ich dachte, Sie wären verlobt."

Demidow errötet: „Das hat mit meiner Verlobung nicht das geringste zu tun. Ich wiederhole, es war meine Pflicht, mich einer schutzlosen Weise anzunehmen."

„Sehr lobenswert, mein Herr", erwidert Scheremetiew zynisch. „Ich bitte Sie jedenfalls, mein Zimmer sofort zu verlassen und mich nicht weiter zu stören."

„Schämen Sie sich nicht, Graf Scheremetiew, ein Mädchen auf diese niederträchtige Art zu verfolgen?"

„Sie vergessen sich, mein Herr!" Der Graf ist aschfahl geworden. „Für diese Worte werden Sie mir Satisfaktion geben."

„Ich stehe Ihnen zur Verfügung. Selbstverständlich nicht jetzt, sondern nach dem Kriege, da mein Leben meinem Vaterlande gehört. Wenn ich nach dem Kriege am Leben bleibe, werde ich mich mit Ihnen schlagen."

„Ich werde warten. Es wird mir eine Freude sein, Ihnen eine gute Lehre zu erteilen."

Demidow verläßt das Zimmer. Der Haushofmeister, der sich während der Auseinandersetzung hinter einen Wandschirm verkrochen hatte, kommt vorsichtig heraus. „Durchlaucht", beginnt er vorsichtig, „wollen Sie sich wirklich schlagen?! So ein Malheur! Wenn ich aufrichtig sein darf, verdient das deutsche Frauenzimmer gar nicht die ganze Mühe! Und jetzt noch diese Duellgeschichte!"

„Eigentlich interessiert mich die Geschichte nicht mehr", gibt der Graf zu. „Noch nie im Leben hatte ich mit einer Weibsperson so viel Schererei. Ärger verscheucht bei mir die Liebe. Aber ... der junge Mann hat sich unmöglich benommen. Ein Scheremetiew hat noch nie eine Beleidigung verziehen. Mein Großvater ließ einen Nebenbuhler,

der sich zu einer Beleidigung verstieg, von den Knechten in einen brennenden Ofen werfen ... Nun, solche Methoden sind in unserem Zeitalter der Aufklärung nicht mehr Mode. Schlagen werde ich mich auf alle Fälle, und wenn ich Jahre darauf warte."

„Ach was, Durchlaucht ... kommt Zeit, kommt Rat! Durchlaucht werden es sich noch überlegen ..."

„Nein, Stepanitsch, es bleibt dabei! Der Herr Leutnant wird eine Lehre bekommen. Ein Exempel muß statuiert werden!"

Inzwischen hat sich Demidow nach dem aufregenden Vorfall reisefertig gemacht. Onkelchen hilft dem Offizier, das Pferd zu besteigen. Auch der alte Diener reitet mit. Wie immer ist Onkelchen brummig, aber es hilft ihm nichts ...

X

Demidow ist unterwegs zum Hauptquartier des Feldmarschalls Kutusow, der mit seiner Armee Napoleon auf den Fersen — nur höchstens zwei Tagesmärsche entfernt — folgt. Der Leutnant hat die Gelegenheit, das Kloster, in dem Henriette untergebracht ist, auf kurze Zeit zu besuchen. Es liegt auf seinem Wege.

Henriette ist so glücklich, Demidow zu sehen, daß sie ihm beinahe um den Hals fällt. Demidow verschweigt ihr den Auftritt mit dem Grafen. Es geht Henriette gut, wie sie erzählt, denn sie hat eine anregende Tätigkeit im Kloster gefunden.

„Eine Tätigkeit im Kloster? Wollen Sie Nonne werden?" scherzt Demidow.

„Der gutherzige Metropolit", erklärt Henriette, „hat mir erlaubt, im Klosterchor mitzusingen. Das macht mir große Freude. Wollen Sie zur Abendmesse gehen? Dann werden Sie mich singen hören. Die russischen Kirchengesänge sind so herrlich. Eine neue Welt hat sich mir aufgetan."

„Es wird mich freuen, die Abendmesse zu hören. Ich habe nur sehr wenig Zeit und kann mich höchstens eine Stunde in diesem Asyl des Friedens aufhalten."

„Die Messe fängt gleich an. Die Glocken läuten schon."

Demidow begibt sich in die Klosterkirche. Im Halbdunkel schimmern die Lichter der Kerzen, die vor den goldverbrämten Heiligenbildern brennen. Betende Frauen liegen auf den Knien und bekreuzigen sich inbrünstig. Weihrauchwolken kräuseln sich. Auch Demidow ist von der mystisch-feierlichen Stimmung gepackt. Der würdige Baß des Diakons fleht um Heil für den Herrscher Rußlands und bittet Gott um Sieg über den grausamen Feind, der auf dem Boden des heiligen Rußlands steht.

Hell schwebt Henriettes klarer Sopran über den tiefen Altstimmen der Klosternovizen und den schweren Bässen der Mönche. Es ist eine wunderbare Klangmischung, die einsame Frauenstimme über den harmonischen Wellen des Kirchenchors.

Die Messe ist zu Ende. Die Zeit drängt, Demidow muß fort. Als er Henriette wortlos die Hand reicht, beginnt sie plötzlich zu schluchzen. Demidow streichelt dem Mädchen die Schulter und sucht nach Worten des Trostes, die immer banal klingen. Was kann ein Mann in einer solchen Situation auch sagen! Es fällt Demidow plötzlich ein, daß er Henriette immer noch nichts gesagt hat, daß er verlobt ist.

„Wann werden wir uns wiedersehen?" stellt Henriette die bange Frage.

„Ich begebe mich jetzt zur Armee. Es ist Krieg, liebes Fräulein Henriette. Jeder Russe muß seine Pflicht tun."

„Ich weiß es ... ich verstehe alles ... Aber was soll aus mir werden?"

„Sie werden ganz still und ruhig im Kloster bleiben. Ist es nicht schön hier? Fühlen Sie sich nicht wohl?"

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, daß Sie mich hierhergebracht haben. Jedoch ... wenn Sie fort sind ...

„Ich komme zurück." Demidow fällt nichts anderes ein als diese nichtssagenden Worte ...

Henriette trocknet ihre Tränen. „Ich will mich zusammennehmen .. ich verspreche es Ihnen."

„Also auf Wiedersehen", sagt Demidow absichtlich forsch, um nicht weich zu werden.

Mit einem Sprung schwingt sich Demidow auf das Pferd, das Onkelchen bereithält, und legt die Hand an die Mütze ...

In einem Dorf hat Kutusow sein Hauptquartier aufgeschlagen. Der Feldmarschall hat im Hause des Polizeihauptmanns Quartier genommen. Im Vorzimmer drängen sich Offiziere aller Chargen. Der Oberbefehlshaber ist nur schwer zu sprechen. Demidow wartet, bis er vorgelassen wird. Ein preußischer Offizier in russischen Diensten, Oberst von Boyen, erzählt den zahlreich Wartenden von den Eindrücken, die er in Petersburg, von wo er vor kurzem zurückgekommen ist, gewonnen hat.

Die Stimmung in Petersburg ist sehr patriotisch geworden. Man spricht nicht mehr Französisch, sondern lernt Deutsch. Nicht einmal französische Schauspieler will man auf der Bühne sehen. Im Gegenteil, Pariser Künstler, noch vor kurzem Lieblinge des Publikums, sind jetzt ein Gegenstand des Volkshasses geworden. Der Zar hat in seiner Großzügigkeit die Schauspieler, ihrer eigenen Sicherheit wegen, einschiffen lassen und über Finnland nach Schweden befördert.

„Wie ist die Stimmung des Zaren?" fragt ein ergrauter Oberstleutnant, „haben Sie Majestät gesehen?"

„Ich habe sogar die Ehre gehabt, Seine Majestät persönlich zu sprechen. Ich wurde zu Seiner Majestät befohlen. An einem dunklen Abend fand ich mich vor der geheimen Tür des Winterpalais ein. Ein alter Kammerdiener führte mich über dunkle Flure, Gänge und Treppen. Plötzlich stand ich in einem erhellten Zimmer dem Zaren gegenüber. Seine Majestät saß zusammen mit dem Freiherrn vom Stein, von dem er sich nicht mehr trennt, an einem mit Landkarten bedeckten Tisch. Der Zar versicherte mir, daß er die Waffen nicht eher niederlegen werde, als bis in Europa und vor allem in Deutschland die politische Lage vollständig neugestaltet sei."

„Leutnant Demidow zu Seiner Hohen Exzellenz!" ruft eine Ordonnanz ins Zimmer.

Michael Illarionowitsch Golenitschew-Kutusow, Fürst von Smolensk, ist ein mittelgroßer, klappriger alter Herr mit einem Auge im verrunzelten gelben Gesicht. Seinen Offizieren zeigt sich der Fürst nicht anders als in wattierter Uniform, die mit Orden und Sternen so dicht besät ist, daß man die Knöpfe kaum noch sieht.

„Was führt dich zu mir, mein Täubchen?"

Der Feldmarschall pflegt in diesem Ton mit seinen Offizieren zu verkehren. Er ist ein echter Russe und hält sich in seinen Manieren an den berühmten, bereits sagenhaft gewordenen Feldmarschall Suworow als Vorbild. Durch ein solches echt russisches, manchmal ins Possenhafte ausartendes Auftreten will er den Unterschied zwischen einem russischen Edelmann und den stets korrekten, zugeknöpften deutschen Offizieren, die der Feldmarschall im Grunde seiner Seele nicht besonders liebt, augenscheinlich unterstreichen.

„Melde gehorsamst, Seine Majestät hat mir den Auftrag gegeben, General Diebitsch aufzufordern, sofort Verbindung mit den Preußen aufzunehmen, Durchlaucht." Demidow weiß, daß der alte Feldherr

auf den Fürstentitel mehr Wert legt als auf die Anrede Hohe Exzellenz, die ihm als Feldmarschall zusteht.

„Nun, was soll ich denn damit?" brummt Kutusow sichtbar enttäuscht.

„Ich soll Durchlaucht darüber in Kenntnis setzen und den Befehl des Zaren mitteilen, keine Angriffshandlungen gegen das preußische Korps zu unternehmen."

„So, so", knurrt der Alte. „Preußen! Preußen! Immer wieder diese Preußen. Nun ja, ich weiß, der Deutsche hat den Affen erfunden, ich weiß es." Es ist ein sonderbares Sprichwort des Russen, das den Sinn hat, die deutsche Überlegenheit zu unterstreichen.

„Es wimmelt ohnehin schon von Preußen in der russischen Armee", fährt Kutusow übelgelaunt fort. „Die geschniegelten Herrschaften stecken ihre Nase in alle meine Angelegenheiten. Was wollen wir eigentlich von dem preußischen Korps?"

„Seine Majestät will sobald wie möglich mit Preußen Frieden schließen. Zunächst soll General Diebitsch alles unternehmen, um die Preußen zum sofortigen Waffenstillstand zu bewegen."

„Waffenstillstand? Friede? Ich glaubte, diese Worte auszusprechen sei verboten."

„Ich wiederhole nur die Worte Seiner Majestät."

Kutusow wird plötzlich leutselig. Er geht auf den Leutnant zu, umarmt ihn und küßt ihn auf beide Wangen: „Nun schön, mein Täubchen, der Zar hat es befohlen, wir haben zu gehorchen. Ein Franzose war hier bei mir, Marquis Lauriston hieß der Kerl. Über den Austausch von Gefangenen wollte er angeblich verhandeln, ich ließ den pomadigen Affen bis in die Nacht hinein an den Vorposten aufhalten, um ihn weichzumachen. Gefangenenaustausch! So sieht er aus! Waffenstillstand wollte er mit uns schließen! Bonaparte braucht den Frieden. Von der Freundschaft, die zwischen Bonaparte und unserem Zaren bestehen soll, hat der Franzose gefaselt. Nach Petersburg wollte er weiterreisen. Nun — ich habe ihm die richtige Antwort erteilt ... Und jetzt sollen wir mit dem Feind Waffenstillstand schließen? Der Zar ist wankelmütig, Gott verzeih mir! Zuerst verbietet er, das Wort Friede auch nur auszusprechen, und jetzt soll General Diebitsch über den Waffenstillstand verhandeln!"

Kutusow kann sich nicht beruhigen. Er humpelt — das ist so seine Art, um zu zeigen, daß er öfters verwundet war — im Zimmer herum.

„Es handelt sich, wie ich Durchlaucht gemeldet habe, um einen Friedensschluß nicht mit den Franzosen, sondern mit den Preußen."

„Franzosen? Preußen? Ich glaube, die Preußen führen auch Krieg gegen uns, oder nicht?" Kutusow nimmt dann den Mund voll: „Ich habe den Franzosen gezeigt, was der Russe kann. Auch ohne diese Preußen werden wir mit den Franzosen fertig. Hast du schon von unserem neuesten Sieg gehört? Zwei Generale, an die sechzig Stabsoffiziere und sechstausend Mann sind in unsere Hände gefallen ... dazu fünfundvierzig unbespannte Geschütze. Auch den Marschallstab des Herrn Davout, der sich Fürst von Eckmühl nennt, haben wir erbeutet. Ist das nicht ein herrlicher Sieg? Auch die Preußen können wir so schlagen! Warum haben sie uns den Krieg erklärt ...? Ich traue diesen Preußen nicht ... Der Zar steht ganz unter dem Einfluß von diesem Stein, der ein Anwalt des Preußenkönigs ist."

Demidow wartet geduldig, bis der Alte mit seiner Rede fertig ist. Kutusow ist aber in Schwung gekommen.

„Man nörgelt über meine Kriegführung", knurrt der Feldmarschall weiter, „nicht schnell genug ist sie für unsere jungen Feuerköpfe. Sie zürnen dem Alten, daß er dem Fluge ihrer Wünsche einen Zügel anlegt. Sie bedenken nicht, daß die Umstände für sich allein unsere Verbündeten sind. Vor der Kälte müssen wir uns aber auch in acht nehmen. Wir dürfen nicht an der preußischen Grenze als abgemagerter Landstreicher anklopfen ... Erst recht nicht, wenn der Zar mit diesen Preußen Frieden schließen will."

Endlich wird Demidow, dem der Alte noch einen freundlichen Klaps auf die Schulter gibt, entlassen, nachdem der Feldmarschall sich widerwillig bereit erklärt, die Preußen nicht anzugreifen. —

Demidow reitet weiter. Onkelchen, der unaufhörlich vor sich in den Bart brummt, trabt hinterher.

„Du heilige Mutter Gottes", hört Demidow, „ist es nicht genug der Plagen? Gute Menschen sitzen zu Hause am Ofen, und wir müssen durch Nacht und Nebel reiten, weiß der liebe Gott wohin. Wenn nicht mein Barin mir befehlen würde, nie und nimmer würde ich das mitmachen."

„Beruhige dich endlich, Onkelchen, weißt du denn nicht, wohin wir reiten? Zu Nadeschda Petrowna aufs Gut!"

„Wenn der liebe Gott uns bloß schützen würde, daß wir heil ankommen. Es ist auch allerhöchste Zeit, Barin, an Nadeschda Petrowna zu denken. Ich glaube, Sie haben das schöne Fräulein längst vergessen."

„Wieso kommst du auf diesen Gedanken?“ fragt Demidow überrascht.

„Nun ja, Barin, Sie haben dem hübschen deutschen Mädchen die Kur gemacht. Glauben Sie, ich hätte es nicht gesehen?“

„Was fällt dir ein, Alter? Halt den Mund!“ herrscht der Offizier den Diener an.

„Schon gut, schon gut ... ich habe Augen im Kopfe.“

Demidow sieht, daß die Gräben der Landstraße mit nackten menschlichen Leibern angefüllt sind. Was die Plünderer der abziehenden Armee liegen gelassen haben, das ist den Kolonnen der verfolgenden Kosaken und Freischärler in die Hände gefallen. Überall liegen gehäutete Pferde. Pferdefleisch ist die einzige Nahrung der hungernden Franzosen.

„Grauenvoll, wahrhaftig grauenvoll“, murmelt Onkelchen, der sich bei jeder Leiche bekreuzigt.

Unaufhörlich rücken die Russen dem abziehenden Feind nach. Die Vorhut beunruhigt den Feind durch tägliche Überfälle. Kosaken umschwärmen in angemessener Entfernung die Trümmer der großen Armee. Kälte und Hunger machen täglich immer gräßlichere Fortschritte unter den Franzosen. Soldaten bleiben plötzlich stehen, schwanken wie betrunken hin und her und stürzen dann erstarrt zusammen. Kranke und Verwundete sind entweder längst umgekommen oder in Gefangenschaft geraten. Die Leichen der Zusammengebrochenen werden auf der Stelle ausgeplündert.

Es ist ein Land des unaussprechlichen Grauens, über das Demidow weiterreitet. ...

XI

Der von den Kosaken gefangengenommene Premierleutnant von Graefe sitzt unter strenger Bewachung in einem Nebengelaß eines Bauernhauses. Die anderen Gefangenen hat man irgendwo abgeliefert. Nur auf Graefe haben es die Kosaken scheinbar abgesehen — der Himmel mag wissen, warum — und schleppen den preußischen Offizier weiter mit.

Graefe grübelt über seine gänzlich verzweifelte Lage und findet keinen Ausweg. Fliehen? Unmöglich? Ohne Pferd, ohne Waffen, in einer unbekannten Gegend von fanatisierten Volksmassen gehetzt, wäre er von vornherein verloren. Und dabei ist jeder Tag kostbar. Die Entscheidung liegt so nahe. Preußens Schicksal steht auf dem Spiel. Auf dem Wege zu Diebitsch, den er zu überreden hoffte, den kühnen Schritt zu unternehmen, mußte er ausgerechnet in die Hände der Russen fallen, die in ihm trotz aller Verständigungsversuche nur den Feind sehen!

Plötzlich hört Graefe eine deutsche Stimme. Er glaubt zu träumen.

„Det ist eine vafluchte Sauwirtschaft!"

Das kann nur ein Berliner sein! Aber wie kommt ein Berliner in die russische Schneewüste? Ob es auch ein Gefangener ist?

„Kamerad! Hör zu, Kamerad!" schreit Graefe aus Leibeskräften. „Komm hierher! Ich bin ein Preuße!"

Die Tür öffnet sich, ein mittelgroßer Mann in der Uniform eines Kosakenjessauls (Leutnants) steht vor Graefe. „Sie wollen Preuße sein?" fragt der seltsame Kosak.

„Gott sei gelobt — endlich ein menschliches Wort!"

Hastig erklärt Graefe, wie er gefangengenommen wurde, und was er vor hat. Er ist sich immer noch nicht darüber klar, wieso ein Preuße

in einer Kosakenuniform steckt. Der Berliner erklärt, nachdem Graefe seinen Bericht beendet hat:

„Ich war Bursche bei dem Grafen von Dohna, der in russischen Diensten steht. In einem Gefecht habe ich mich so ausgezeichnet, daß die Russen mich zum Kosakenoffizier befördert haben. Es sind prächtige Kerle, diese Russen, sie schlagen sich wie die Löwen, wenn es ums Vaterland geht, und sind sonst gutmütige Menschen. Jetzt will ich aber sehen, wie ich Ihnen helfen kann."

„Ich darf keine Minute verlieren. Wir wollen doch als gute Preußen mit den Russen Frieden schließen! Alles hängt davon ab, ob die Russen und die Preußen sich verständigen."

„Sehe ich vollkommen ein. Ich gebe Ihnen ein Pferd und einen Passierschein."

Graefe lacht: „Mit dem Passierschein ist mir wohl weniger geholfen als mit dem Pferd. Die guten Russen können ja doch nicht lesen."

„Wenn Sie Glück haben, stoßen Sie auf einen Offizier, der immerhin das Alphabet kennt. Freilich sind die russischen Offiziere nicht so gebildet wie die Deutschen, das ist wohl der Grund, weshalb so viele Preußen im Oberkommando und in der Armee tätig sind."

„Wo sind wir eigentlich?" fragt Graefe.

„Unweit von der Stadt Rschew. Die Kosaken wollten Sie als besonders wertvollen Gefangenen — ein Offizier imponiert den Leuten immer — dem Bezirkskommandanten abliefern."

„Gott sei Dank", ruft Graefe aus, „Rschew liegt ja auf dem Wege nach Riga. Ich bin sogar ein Stück weitergekommen."

Nachdem alles mit Graefe geordnet ist, gibt ihm der Berliner Kosak einen kräftigen Handdruck und verabschiedet sich mit den Worten: „Mach's gut, Kamerad!"

Drei Tage später erreicht Graefe, beinahe zu Tode erschöpft —, er hat sich nicht einmal des Nachts Rast gegönnt — das Gut Spaskoje. Als preußischer Offizier wird er sofort festgenommen. Sein Verlangen, auf der Stelle dem Generalquartiermeister von Diebitsch vorgeführt zu werden, erweckt bei den russischen Offizieren sichtliche Verwunderung. Trotzdem erfüllen sie seine Bitte.

Mit einigem Erstaunen sieht der preußische Offizier einen noch jungen Mann vor sich. Es ist der Generalquartiermeister des Korps Wittgenstein. Diebitsch, der sonst eher wortkarg und verschlossen ist,

empfängt den Preußen, von dessen eigenmächtigem Unternehmen und seltsamen zwei Pässen man ihm berichtet hat, äußerst liebenswürdig. Er geht zunächst gar nicht auf das Erscheinen des preußischen Offiziers auf russischer Seite ein, sondern erkundigt sich eingehend über die Lage in Moskau, die Graefe ihm ausführlich schildert.

„Also war unser Feldzugsplan doch richtig", sagt Diebitsch, „Scharnhorst hat Raum und Zeit als die wichtigsten Faktoren in dem Verteidigungsplan Rußlands bezeichnet. Ein klarer und heller Kopf, wußte er ganz genau, daß die Riesenarmee Napoleons glänzend organisiert war, und daß die Russen gar nicht daran denken konnten, in offener Feldschlacht den Feind zu besiegen. So galt es, sich zurückzuziehen und Napoleon immer tiefer in den unendlichen russischen Raum nach sich zu ziehen."

Diebitsch redet jetzt mit starkem Temperament, was man von dem kühnen Mann nicht anders erwarten konnte: „Mit jedem Tag entfernte sich die feindliche Armee von ihren Hilfsquellen, die im ausgehungerten Deutschland liegen. Der Augenblick mußte kommen, in dem die Auflösung begann. Den Winter hat der Zar als einen besten Verbündeten bezeichnet."

„Exzellenz", erwidert Graefe, „der Augenblick ist da, wo Rußland mit Preußen Frieden schließen muß, um Napoleon den Rückweg abzuschneiden."

„Sie sind sehr kühn, Herr Leutnant! In wessen Auftrag sprechen Sie?"

„In meinem eigenen, Exzellenz, und — ich glaube — zugleich im Sinne der überwiegenden Mehrheit des preußischen Offizierskorps."

„Sie gehören zu dem Korps Yorcks?" fragt Diebitsch, schnell das Thema wechselnd. „Wie sind die Beziehungen zwischen Yorck und seinem Oberbefehlshaber MacDonald?"

Graefe freut sich, dem brennenden Punkt näherzukommen.

„Ich kann es nicht verschweigen, daß bei den meisten preußischen Offizieren Zähneknirschen und Ingrimm darüber herrschen, daß man preußisches Blut für fremde Ziele vergießen soll, dazu noch für einen Feind, der Preußen zu Boden geworfen hat, um es brutal zu knechten. Marschall MacDonald kennt diese Stimmung. Die französischen Generale haben ihre Spione überall. Als MacDonald dem General Yorck darüber Vorwürfe machte, lehnte Yorck mit scheinbarer Höflich-

keit, aber in recht entschiedener Form jede Einmischung in die Verhältnisse in seinem Korps ab. Yorck ist der größte Franzosenhasser, den man sich überhaupt vorstellen kann. Es fällt ihm wohl schwer, in seiner Rolle weiterzubleiben, aber aus Treue zu seinem König spielt er sie ausgezeichnet."

„Wie benimmt sich MacDonald?"

„MacDonald ist zweifellos ein Mann von Ehre. Er ist vornehm, und seine militärische Haltung ist tadellos. Preußische Offiziere hat er außerordentlich gern."

„Das beweist nur, daß MacDonald ein guter Diplomat ist."

„Ich habe den Weg hierher unternommen", kommt Graefe endlich auf den Kern der Sache, „um Eurer Exzellenz von der Stimmung im preußischen Korps zu berichten, und um Eure Exzellenz zu bitten, mit General Yorck in Verbindung zu treten. Exzellenz sind selbst Deutscher und werden sich mit dem General Yorck sehr gut verstehen!"

„Das ist es eben, Leutnant", erwidert Diebitsch. „Jawohl, ich bin ein Deutscher! Sie wissen selbst, wie viele Deutsche in der russischen Armee dienen. Es gibt aber eine altrussische Partei, die auf die Deutschen und auf die Preußen besonders neidisch ist. Feldmarschall Kutusow kann es nicht ertragen, daß Freiherr vom Stein einen so starken Einfluß auf Seine Majestät den Zaren hat. Dabei ist es Stein, der den Widerstandswillen des Zaren immer wieder aufs neue stärkt. Wer weiß, ob der Zar, angesichts der Verwüstung und der furchtbaren Leiden des Volkes, nicht dennoch bereit wäre, mit Napoleon Frieden zu schließen! Die Abneigung gegen deutsche Offiziere in gewissen russischen Kreisen nimmt manchmal geradezu lächerliche Formen an. Von Mund zu Mund wird erzählt, daß ein russischer General, den der Zar fragte, womit er ihn auszeichnen könnte, sich zu antworten erlaubte: „Befördern Majestät mich zu einem Deutschen — das wäre der größte Lohn.' "

„Exzellenz, auch Rußlands Schicksal steht auf dem Spiel."

„Ich weiß es, und eben deshalb muß ich sehr vorsichtig sein. Man wird mich womöglich des Verrates bezichtigen."

Bin ich umsonst gekommen? denkt Graefe und stößt sich die Nägel in die Handfläche der geballten Faust. Wie aus der Ferne hört er die Stimme Diebitschs.

„Ich bin dennoch bereit, eine Verbindung mit General Yorck aufzunehmen — weil ich diesen Schritt in der gegenwärtigen Lage für

richtig halte. Ich gebe Ihnen genauere Instruktionen, nachdem ich mir die ganze Sache in allen Einzelheiten überlegt habe. Wissen Sie übrigens, Herr Leutnant, daß Sie wegen Ihrer Eigenmächtigkeit von Ihrem General Yorck vor ein Kriegsgericht gestellt werden können? Wollen Sie trotzdem wieder in das preußische Hauptquartier zurückreiten?"

„Ich bin mir der Folgen meiner Insubordination vollkommen bewußt, Exzellenz. Ich werde trotzdem reiten — für Rußland und für Preußen."

Ein warmer Blick aus den Augen des Generals trifft sein Gegenüber.

Ein Lakai klopft an der Tür. „Der gnädige Herr bittet zu Tisch. Der Herr fremde Offizier möge unserem Herrn die Ehre erweisen, an der Tafel teilzunehmen."

Diebitsch stellt Graefe dem Gutsbesitzer vor. Man hat sich bereits zu Tisch gesetzt, als Nadine mit ihrer Mutter Anna Philipowna erscheint. Nadines Mutter ist eine etwas füllige ältere Dame, die verzweifelte Anstrengungen macht, jünger auszusehen, als sie ist, und schlank zu bleiben.

Als Graefe Nadine erblickt, ist er von ihrer interessanten Erscheinung auf der Stelle gebannt. Ein Diner in anmutiger Damengesellschaft ist eine nicht zu unterschätzende Abwechslung nach den Strapazen des Feldzuges.

Graefe wird mit Fragen überschüttet. „Wie sieht es in Moskau aus?" möchte Nadine wissen.

„Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, daß die schöne Stadt sich in Ruinen verwandelt hat. Außer dem von starken Mauern geschützten Kreml ist wohl kein einziges Haus heil."

„Man weiß immer noch nicht", knurrt der alte Chomutow, „wer eigentlich Moskau in Brand gesteckt hat."

„Das Volk läßt man glauben, daß es die Franzosen waren", erklärt Graefe, „in Wirklichkeit waren es die Russen, die mit eigener Hand ihr größtes Heiligtum zerstörten, um es nicht dem Feinde preiszugeben."

„Das ist eine Heldentat, wie sie die Geschichte noch nicht kennt", ruft Nadine aus. Ihre Augen flammen, ihre Wangen glühen.

„Nimm dich zusammen, Nadine", flüstert Anna Philipowna der Tochter zu, „Politik ist kein Gesprächsstoff für ein junges Mädchen."

„Ich bin eine Russin und bin stolz darauf, Russin zu sein."

„Dummes Ding", sagt Chumutow, „weißt du, wieviel Werte in Moskau zerstört worden sind?"

„Ich weiß, daß in Moskau meine besten Kleider geblieben sind. Ich habe zuerst geweint, als ich sah, daß ich nur einen Koffer mitnehmen durfte. Damals war ich ein dummes Ding. Ich schäme mich meiner Schwäche."

Nach dem Diner schließt sich Diebitsch, der an der allgemein angeregten Unterhaltung mit keinem Wort teilgenommen hat, in sein Arbeitszimmer ein, um einen Brief an Yorck zu verfassen. Graefe sitzt auf einem mit kostbarer Seide bespannten Sofa neben Nadine.

Graefe hat niemals an eine Liebe auf den ersten Blick geglaubt und sich über solche „Sentimentalität", wie er sie nannte, stets lustig gemacht. Jetzt plötzlich fühlt er, daß er vollständig in den Bann des rassigen und feurigen Mädchens gezogen ist. Nadine erzählt von ihrem Leben in Moskau.

„Ich war wirklich ein leichtsinniges Geschöpf, Herr Leutnant, ich dachte nur an Bälle und Gesellschaften und war stolz, mehr Kleider zu besitzen als meine Freundinnen. Der Krieg hat mich geläutert. Ich sehe die Leiden des Volkes, ich sehe die Opfer, die jeder bringt, und bin bereit, alles für den Sieg des Vaterlandes zu opfern. Nicht einmal unser schönes Haus in Moskau, das sicher in Schutt und Asche liegt, tut mir leid."

Auch Nadine fühlt sich von der männlich-selbstbewußten Art des preußischen Offiziers stark angezogen. Hat sie Demidow vergessen? Demidow läßt nichts von sich hören. Gott weiß, ob er noch am Leben ist. Der Himmel sei ihm gnädig, wenn er gefallen sein sollte ...

Im Fluge vergeht eine Stunde. „Wie lange bleiben Sie, Herr Leutnant?"

„Ich glaube, ich muß sofort abreisen, ich habe einen wichtigen Auftrag."

„Endlich lernt man einen netten Menschen in dieser Einöde kennen, und er muß wieder weg", schmollt Nadine.

„Ich muß leider das reizende Tete-a-tete stören", ertönt plötzlich die Stimme des Generals Diebitsch, von dem man gar nicht gewöhnt ist, solche galanten Worte zu hören. Mit einem Schlag ist Graefe an

seine Pflicht gemahnt. Der Traum ist in einem Augenblick zerronnen ...

Graefe folgt Diebitsch in sein Arbeitszimmer, nachdem er sich bei Nadine entschuldigt hat.

„Diesen Brief", sagt Diebitsch, „überreichen Sie dem General Yorck! Schildern Sie ihm zugleich die verzweifelte Lage Napoleons. Gerade dieser Umstand wird Preußen in den Stand setzen, der Schiedsrichter über Europa zu werden. Yorck wird den Ruhm erringen, der Befreier seines Vaterlandes zu sein. Zwei Wege zeigen sich ihm, zu diesem Ziele zu gelangen. Der erste Weg wäre, die preußischen Truppen mit den russischen zu vereinigen und MacDonald und die Führer der französischen Partei festzunehmen; dann würden wir gemeinsam marschieren, den König, den die Franzosen womöglich gefangennehmen werden, zu befreien."

„Das wird Yorck nie tun, Exzellenz. Er wird seinen Vorgesetzten nicht wie einen Verbrecher arretieren."

„Nun, dann bleibt ihm der zweite Weg. Er kann sich auf die zur Tatsache gewordene Niederlage der französischen Armee und auf ihre Auflösung berufen, seine Truppen hinter Memel sammeln und sich weiter neutral verhalten, um diese Truppen der russischen Übermacht nicht zu überliefern. In meinem Brief stelle ich ihn vor die Wahl. Nun reisen Sie, mit Gottes Hilfe!"

Graefe knallt die Hacken zusammen.

Der General reicht ihm zum Abschied die Hand. „Auch Ihnen selbst, Herr Leutnant, wünsche ich viel Glück für diesen schweren Weg. Ich bin bereit, ein Wort für Sie bei Ihrem General einzulegen."

„Danke gehorsamst, Exzellenz, aber ich bin entschlossen, selbst die Verantwortung zu tragen. Was ich getan habe und tue, ist ja Dienst am Vaterland, das wird es General Yorck leichter machen, mir zu verzeihen."

Noch ein Händedruck, dann ist Graefe entlassen.

Eine Minute später steht Graefe vor Nadine. In einem kurzen Augenblick erfüllt sich ein Schicksal. Plötzlich fühlen beide, daß sie für einander bestimmt sind. Eine dunkle Ahnung steigt in Graefes Herz auf. Hat er nicht von dieser Frau vielleicht schon einmal geträumt?

Es scheint ein Gesetz zu sein, daß eine starke, leidenschaftliche Liebe ein harmloses Erlebnis gleichsam als Vorspiel braucht. Das war bei

Graefe die Jugendliebe zu Henriette, die augenblicklich zu einem Schemen verblaßt ist, um in ein Nichts zu zerrinnen.

„Ich sehe Sie bestimmt wieder?" fragt Nadine mit Nachdruck. Hat sie vergessen, daß sie an einen anderen gebunden ist?

Graefe ist sich des furchtbaren Ernstes der Situation klar bewußt.

„Es ist Krieg, Fräulein Nadine. Mein Schicksal ist sehr ungewiß. Ich habe einen wichtigen Auftrag für meinen General zu erfüllen, von dem womöglich der Ausgang des Krieges für mein Vaterland abhängt."

„Ein Auftrag, der Gefahr bedeutet?"

„Das kann ich wohl sagen!"

Nadine ringt die Hände. Aus dem Mädchen der aristokratischen Gesellschaft ist plötzlich ein leidenschaftliches Weib geworden.

„Um Gottes willen! Bleiben Sie hier! Sie sind bei uns in voller Sicherheit."

„Fräulein Nadine, ich habe schon gesagt, es geht um mein Vaterland und um meine Pflicht als Offizier, die ich erfüllen muß."

Nadine sucht einen Ausweg: „Ich verstehe es. Einer unserer Offiziere könnte den Auftrag übernehmen. Geben Sie ihm die Botschaft an Ihren General."

„Es ist unmöglich. Ich muß mich persönlich melden. Ich habe mich bereits eines schweren Verstoßes gegen die Disziplin schuldig gemacht."

„Bleiben Sie ... Ich flehe Sie an."

„Ich bin selbst betrübt — um Ihretwillen, aber ich muß fort."

„Was wird aus mir werden?"

Nadine läßt sich erschöpft auf ein Sofa nieder.

„Nach dem Kriege kehre ich vielleicht zurück", sagt Graefe.

„Nach dem Kriege!" Nadine ist verzweifelt. „Gott allein weiß, wie lange das dauern kann. Und auch dann nur: vielleicht!"

Graefe setzt sich neben Nadine auf das Sofa. In einer plötzlichen Aufwallung fällt ihm das Mädchen in die Arme.

„Wir müssen uns in das Schicksal fügen", stammelt Graefe. „Können wir es ändern, daß Sie nicht ganz mein und ich nicht ganz der Ihre sein kann?"

Die Zeit steht für die Liebenden still. Eine Minute wird zur Ewigkeit.

Nadine fühlt auf einmal, daß eine eiserne Hand ihr Herz umklammert, sie stöhnt laut auf. Sie sieht plötzlich ein — die Gedanken jagen wie der Sturmwind durch ihr fieberndes Hirn —, daß die Verlobung mit Demidow eigentlich nur die Einleitung zu einer Standesehe bedeutet. Die Begegnung mit Graefe, die kurze Zeit — eine lächerlich kurze Zeit, fürwahr — wird für sie unabsehbare Folgen haben.

Auch Graefe fühlt erst jetzt, was eigentlich Liebe ist. Es ist erstaunlich, welche geheimnisvolle Macht das rassige Mädchen über den preußischen Offizier gewonnen hat.

Sind es Minuten, sind es Stunden? Diese Seligkeit, die ein Liebespaar nie vergessen wird.

„Du kommst wieder", flüstert Nadine, indem sie den Geliebten fest umklammert. Müßte sie ihm nicht von ihrer Verlobung sagen? Nein ... nur jetzt nicht ...

„Ich kehre zurück, wenn ich am Leben bleibe, ich schwöre es dir." Graefe sieht das harte, eiserne Antlitz Yorcks vor sich. „Sie gehören vors Kriegsgericht, Herr Leutnant." Hat nicht eben der General diese Worte gesprochen?

„Wie soll ich die lange Zeit aushalten?" Wie aus weiter Ferne kommen diese Worte Nadines. Das Mädchen preßt sich die Fäuste in die Schläfen.

„Es wird alles gut werden", beteuert Graefe. Und dabei glaubt er am allerwenigsten an diese Beteuerung.

Der preußische Offizier hat bereits viel zuviel Zeit versäumt. Das Pferd ist gesattelt. Er muß fort.

Weinend fällt Nadine dem Mann, der so plötzlich zu ihrem Schicksal geworden ist, um den Hals.

„Wann werde ich von dir hören? ... Schreib mir ..."

„Ich schreibe bei der ersten Gelegenheit."

Die Tür geht auf, und Nadines Mutter, entsetzt über das lange Zusammensein ihrer Tochter mit einem fremden Mann, dazu noch mit einem preußischen Offizier, tritt ein.

Das Liebespaar ist aus seinem Traum erbarmungslos erwacht. Graefe beugt sich über die duftende weiße Hand, die er nicht einmal zu küssen wagt.

„Adieu, Herr Leutnant", zwingt sich Nadine zu sagen. Tränen verschleiern ihre Augen ...

Pferdegetrappel klingt vom Hof herauf ... Es wird immer leiser.

Mit Entsetzen sieht Anna Philipowna das verstörte Gesicht ihrer Tochter. Sie macht Nadine, die unbeweglich am Fenster steht, heftige Vorwürfe.

„Du hast dich unmöglich benommen, Nadine. Du kennst den fremden Offizier gar nicht und hast mit ihm so angeregt geschwatzt, daß ich mich schämen mußte. Dann bleibst du allein mit ihm im Zimmer. Wenn ich nicht gekommen wäre, säße er immer noch da."

Nadine bricht in einen heftigen Weinkrampf aus.

Du lieber Gott, das scheint ernst zu sein, denkt Anna Philipowna entsetzt und versucht Nadine an Demidow zu erinnern.

„Alexej? Meine Jugendliebe! Ich glaube nicht mehr daran."

„Vernunftehen sind immer die richtigsten. Alexej gehört zu einer der angesehensten Familien Moskaus. Auch seine Eltern sind für diese Heirat. Ich weiß, daß Alexej seiner Mutter, als sie schwer krank dem Sterben nahe war, geschworen hat, dich zu heiraten."

„Ich möchte die Verlobung lösen", sagte Nadine unter Tränen.

„Die Verlobung lösen?" Anna Philipowna traut ihren Ohren nicht. „Wie kannst du solche Worte überhaupt aussprechen! Es wäre ein nie dagewesener Skandal in der Moskauer Gesellschaft."

„Was schert mich die Gesellschaft! Wir haben Krieg! Das Alte bricht zusammen, der Jugend gehört die Zukunft."

„Du bist verrückt! Eben weil wir Krieg haben, kannst du nicht dich in einen Mann verlieben, der zu unseren Feinden gehört", versucht es Anna Philipowna mit dem schwersten Argument.

„Die Preußen sind nicht unsere Feinde!"

„Die Preußen führen gegen uns Krieg und sind mit Napoleon verbündet."

„Hast du nicht selbst gesagt, daß ein junges Mädchen sich nicht mit Politik beschäftigen soll? Jetzt beginnst du eine politische Diskussion mit mir!"

„Geh auf dein Zimmer und beruhige dich."

Anna Philipowna sieht sich geschlagen. Sie kennt zwar den Trotz ihrer Tochter, hofft aber im stillen, daß es sich nur um eine vorübergehende Laune Nadines handelt.

XII

Zwei Tage ist Demidow bereits unterwegs. Immer wieder vernimmt er von weitem Kanonendonner, Gewehrgeknatter und Gefechtslärm. Überall schwärmen versprengte französische Truppen.

„Wenn der liebe Gott uns nur hilft, heil durchzukommen", knurrt Onkelchen und bekreuzigt sich. Er muß sich beim Anblick von Leichen so oft bekreuzigen, daß ihm der rechte Arm beinahe erlahmt ist.

„Wir werden es schon schaffen!" ermuntert Demidow den guten Alten. „Vorwärts, Onkelchen, vorwärts!"

In einer kleinen Kreisstadt stößt Demidow auf eine erregte Menschenmenge, die eine seltsame Gestalt umringt. Aufgeregte Stimmen schwirren in der Luft.

„Wozu die langen Reden?"

„Es ist ein Spion!"

„Ein Franzose!"

„An die Wand mit ihm!"

„Nicht erschießen! Schade ums Pulver. Aufhängen!"

„Aufhängen, aufhängen!"

„Haltet ein, Brüder", mahnt ein alter, würdig aussehender Muschik. „Seht ihr denn nicht, daß es ein verkleidetes Frauenzimmer ist?"

Heiseres Johlen ist die Antwort auf diese Feststellung. Demidow sieht ein blasses Gesicht unter einer abgeschabten Lammfellmütze, ein Gesicht, das er so gut kennt, und das ihm in kurzer Zeit innig vertraut und so unsagbar teuer geworden ist, auch wenn er es sich nicht zu gestehen wagt ...

Du lieber Himmel! Kein Zweifel ist mehr möglich. Es ist Henriette!

„Halt, ihr Teufelskinder! Hundesöhne!" Demidow weiß, wie man russische Muschiks zur Ordnung ruft.

Die Menge stiebt auseinander. Mit einem Aufschrei stürzt Henriette Demidow entgegen.

„Wie sind Sie hierhergekommen?" Demidows Ton ist beinahe streng.

„Können Sie mir verzeihen?"

Erst jetzt hat Demidow die seltsame Verkleidung des jungen Mädchens in allen Einzelheiten wahrgenommen. Sie trägt einen pelzartigen, ziemlich zerschlissenen Kaftan und hohe Bauernstiefel. Ihr schönes braunes Haar hat sie kurz geschnitten. Dennoch fällt eine eigenmächtige Locke dem Mädchen in die Stirn.

„Ich konnte es nicht länger aushalten."

„Ich habe Sie doch gebeten, im Kloster zu bleiben! Fühlten Sie sich nicht wohl in der sicheren Obhut des guten Metropoliten?"

„Sicher ...", erwidert Henriette verlegen, „aber ..."

Mit einem plötzlichen Entschluß sagt sie es rundweg heraus: „Ich wollte bei Ihnen sein!"

Demidow ist glücklich und erschüttert zugleich.

„Ich befinde mich auf einem gefahrvollen Weg. Ich setze mein Leben aufs Spiel. Wollen Sie auch Ihr Leben riskieren?"

Henriette sagt nichts, aber ihr Blick enthüllt alles.

„Sie hatten doch nicht die geringste Aussicht, mich zu finden. Es ist der reinste Zufall, der uns zusammenführt", fährt Demidow fort.

„Ich wußte, daß Sie zu der russischen Armee gestoßen sind. Ich habe mit dem Rest Geld, das ich besaß, einen Schlitten gemietet und erreichte das Hauptquartier Kutusows. Dort erfuhr ich von Offizieren, daß Sie in der Richtung nach Riga abgeritten seien. Ich war früher als Sie hier, weil jener alte Bauer mich auf kürzestem Weg durch den Wald hierher kutschiert hat."

„Durch den Wald! Es wimmelt dort von Marodeuren und versprengten französischen Truppen."

Henriette lächelt bei diesem Ausruf der Sorge. Er sagt ihr mehr, als Worte hätten ausdrücken können.

Demidow führt Henriette in das einzige Gasthaus der Stadt, wo er einen Samowar und ein warmes Essen bestellt.

„Ich reite mit meinem Diener", erklärt Demidow, „ich kann Sie aber nicht hilflos und allein lassen. Ich bestelle einen Schlitten und nehme Sie mit. Ich bin unterwegs nach einem Gut in der Nähe von Riga, wo ich einen wichtigen Auftrag zu erfüllen habe. Auf diesem Gut ..." Demidow stockt, er muß es aber endlich sagen, „... wohnt .. meine Braut, Nadeschda Petrowna Chomutowa, ich werde Sie ihrer Obhut übergeben."

„Ihre Braut?" stammelt Henriette, leichenblaß geworden. „Sie haben mir nie von Ihrer Braut erzählt."

„Gott, ich hielt es nicht für so wichtig ... Wir sind lange verlobt. Eine konventionelle Verlobung ... Meine Eltern wünschen diese Verbindung!" versucht Demidow sich zu rechtfertigen.

Henriette ist mit einem Male einsilbig geworden. Sie rührt das Essen nicht an und sitzt unbeweglich am Tisch. Die ganze Stimmung hat sich verdüstert.

Demidow erhebt sich und erkundigt sich bei dem Gastwirt über die Möglichkeit, einen großen Schlitten mit schnellen Pferden für längere Zeit zu mieten. Der Wirt läßt einen Bauern holen, der Pferde und Schlitten besitzt. Demidow verspricht einen guten Preis, und eine halbe Stunde später ist der Schlitten, der mit einem Verdeck versehen ist, bereit.

Wortlos steigt Henriette ein. Onkelchen setzt sich auf den Kutschbock und knallt mit der Peitsche ... Der Schlitten gleitet über den frischen Schnee.

Stumm sitzt Henriette neben Demidow, der vergeblich ein Gespräch anfangen will ...

Marodeure und Deserteure haben sich in der ganzen Gegend zu Banden zusammengeschlossen, hausen in verlassenen Gütern und Wäldern, um Krieg auf eigene Faust zu führen. Sie überfallen nicht nur Russen, sondern auch Franzosen, plündern erbarmungslos Bagagewagen und ziehen ihre eigenen Kameraden von der großen Armee aus, um sie einem furchtbaren Schicksal zu überlassen.

Im Dorfe Gurjewo erfährt Demidow von den Einwohnern, daß die Marodeure sich in der Nähe des Dorfes aufhalten und täglich

Streifzüge unternehmen. Zum Schutz der wehrlosen Bauern hat der Bezirkspolizeihauptmann eine kleine Abteilung Kosaken einquartiert, die aber wenig Lust verspüren, sich nach den Anstrengungen des Feldzuges noch mit Banden herumzuschlagen.

„Wir wollen den Marodeuren eine gute Lehre geben und den Weg freimachen", erklärt Demidow den Kosaken, als er erfährt, daß eine Bande sich im benachbarten Wäldchen festgesetzt hat.

„Setzen Sie sich nicht unnötigen Gefahren aus", fährt Henriette aus ihrem Brüten plötzlich auf. Es sind die ersten Worte, die Demidow seit der Abfahrt aus der Stadt von ihr vernimmt.

Demidow reitet an der Spitze der Kosaken im Trab auf das Wäldchen zu.

Eine Kette von Schützen hat jetzt vor dem Wäldchen Stellung genommen. Es sind immerhin geschulte Soldaten, diese Marodeure, denkt Demidow, als er sieht, wie die Vordersten sich auf die Erde werfen.

„Niederstechen!" befiehlt der Offizier. Er weiß, daß die Schützen, sobald sie überrannt sind, wieder aufstehen — diese Taktik haben die Franzosen in den Kämpfen mit den Kosaken ausgearbeitet — und dem galoppierenden Feind in den Rücken schießen.

Die Kosaken schwingen die Lanzen. Die Schützen erheben sich blitzschnell und ballen sich zu einem Haufen zusammen.

„Los auf den Haufen!" kommandiert Demidow.

Schüsse knallen. Die Kosaken stechen die Franzosen nieder. Plötzlich dröhnt ein Kanonenschuß. Zum Teufel! Haben die Kerls Kanonen?

„Schnell auseinander!" kommandiert Demidow weiter, „einzeln vorgehen!"

Ein zweiter Kanonenschuß ... vier Kosakenpferde sind niedergeworfen.

Die Kosaken sind nicht mehr zu halten, wild greifen die Steppensöhne an ... dort, wo die Franzosen zwei Geschütze aufgefahren haben.

Die Kosaken jagen den Feind in die Flucht ... Sie verschwinden im Wald, stürmen hinter dem fliehenden Feind her.

Demidow, dessen Pferd gestürzt ist, fühlt einen stechenden Schmerz in der rechten Schulter. Es wird dunkel vor seinen Augen ... Ver-

wundet! O Gott ... der Auftrag des Zaren ... Henriette ... Nadine ... Dann fühlt er nichts mehr.

Henriette hört die Schüsse ... dann wird es still. Eine Stunde vergeht. Weder die Kosaken noch Demidow sind zurückgekehrt ...

„Komm, Onkelchen, wir wollen den Herrn suchen", sagt Henriette fest entschlossen. Sie steckt zwei Pistolen in den Gürtel — sie trägt immer noch Männerkleidung — und eilt davon. Onkelchen kann ihr kaum folgen.

Vor dem Wäldchen auf dem Schnee bemerkt Henriette einen leblosen Körper. Mit einem Aufschrei kniet sie vor dem Liegenden nieder ... Demidow ... Tot? Verwundet?

Henriette und Onkelchen bemühen sich um den Bewußtlosen. Plötzlich vernimmt Henriette — sie wagt kaum ihren Ohren zu trauen — ein widerliches, winselndes Geheul, Laute, die sie nie in ihrem Leben gehört hat.

Im Nebel huschen dunkle Schatten heran. Funkelnde Augen, weit aufgerissene, rote, geifernde Rachen, mit blinkenden Zähnen ... Wölfe!

Immer näher rücken die Bestien heran, von denen Henriette von leibeigenen Bauern und Jägern viele schaurige Geschichten gehört hat — von Überfällen nicht nur auf einsame Wanderer, sondern sogar auf Schlitten- und Jägertrupps.

Die furchtbaren Tiere, der Schrecken der unendlichen russischen Schneewüsten, wittern gute Beute — Pferde und einen Menschen! Ihr Geheul wird immer lauter, ihre zottigen Leiber zittern vor Erregung.

Henriette zieht die Pistole und drückt ab ... Ein dumpfer Knall. Wutgeheul ist die Antwort. Die Bestien springen an ... Henriette feuert die zweite Pistole ab.

Schon fühlt sie den heißen, widerlichen Atem eines riesigen Wolfes ... Ein Glöcklein ertönt in der Ferne ... Ein Glöcklein, ein Laut, der, wie die Bauern Henriette erzählt haben, den Wölfen manchmal einen panischen Schreck einjagt.

Das Glöckchen klingt näher, ein Schlitten saust heran in rasender Fahrt ... Ein Wunder! Die Wölfe ducken sich und ergreifen die Flucht ...

Eine Minute später steigt der Polizeihauptmann, der von seiner Fahrt durchs Revier ins Dorf zurückkehrt, aus dem Schlitten. Ein gütiges Schicksal hat ihn hierhergeführt.

Demidow wird behutsam in den Schlitten gebettet. Bald liegt er im warmen Zimmer des Gasthofes im Bett. Ein Feldscher untersucht die Wunde. Eine Gewehrkugel hat den Arm zerschmettert.

„Ist die Wunde gefährlich?" fragt Henriette und zittert vor der Antwort.

„Gefährlich schon", stellt der Feldscher fest, stolz darauf, eine Diagnose abgeben zu dürfen, da kein Arzt aufzutreiben ist. „Ich hoffe aber, daß sie nicht lebensgefährlich ist. Vor allem muß der Herr Offizier Ruhe haben."

Henriette sitzt am Kopfende des Bettes. Demidow, aus der Ohnmacht erwacht, wird von Fieberschauern geschüttelt. Er stammelt unzusammenhängende Worte, denen Henriette mit Schrecken lauscht. Immer wieder kehrt der Name des Grafen Scheremetiew wieder ...

„Ich werde Sie erschießen, Graf ... Sie haben hier nichts zu suchen ... Wir werden uns schlagen ... Majestät, ich komme noch zurecht. Alles ist in Ordnung ... Der General wird verhandeln ... Die Preußen sind unsere Freunde ... Ich kann nicht anders, Nadine ... Verzeih mir, gib mich frei."

So vergeht die ganze Nacht. Erst gegen Morgen schlummert der Verwundete ein. Henriette verläßt ihn nicht einen Augenblick. Sie wechselt den Verband, gibt dem Kranken zu trinken, pflegt ihn wie eine Krankenschwester.

Als Demidow zu sich kommt, blickt er wie geistesabwesend auf Henriette. „Was ist mit mir ...? Ich muß sofort weiter!"

„Seien Sie ruhig, Alexej", es ist das erstemal, daß Henriette ihn mit dem Vornamen nennt, „Sie sind verwundet. Ernst, aber nicht gefährlich, Sie müssen sich schonen."

„Ich kann mich nicht schonen, ich habe einen wichtigen Auftrag."

Demidow will aufstehen. Henriette hält ihn sanft zurück.

„Hier habe ich zu bestimmen", sagt das junge Mädchen energisch, „ich lasse Sie nicht eher fort, bis Sie ganz hergestellt sind."

Stöhnend fällt Demidow in die Kissen zurück.

Drei Tage vergehen, Tage der bangen Hoffnung, der Seligkeit und zugleich der Verzweiflung. Demidows Gesundheitszustand bessert

sich langsam, aber sein seelisches Gleichgewicht hat er völlig verloren. Sehnsucht wird zur Entsagung.

Trotzdem gesteht der Offizier dem Mädchen seine Liebe, sie so zugleich in höchstes Glück und tiefste Verzweiflung versetzend.

Nie wird Demidow, der tapfere Offizier im Kriege, den Mut finden, sich mit Nadine auszusprechen. Wie wäre Nadine auch zu bewegen, ihn freizulassen! Nadine würde es niemals begreifen, daß er ein Wort, das er ihr und auch seinen Eltern gegeben hat, brechen könnte. Mit den Eltern sprechen? Ihnen klarmachen, daß er die Heirat mit Nadine — eine glänzende Partie — aufgeben möchte, um einer namenlosen Fremden, einer Feindin gar, den alten Namen Demidow zu geben! Unmöglich!

Demidow leidet Qualen. Ein geliebtes Geschöpf an seiner Seite zu fühlen und gezwungen zu sein, das überschwengliche Gefühl zu verheimlichen. Warum hat das unergründliche Schicksal ihn mit diesem Mädchen zusammengeführt.

„Wie werde ich ... Ihrer Braut in die Augen sehen können?" stammelt Henriette, während Alexej sie fest umklammert hält.

Henriette reißt sich los und verläßt das Zimmer.

„Es ist eine große Sünde, Barin", knurrt Onkelchen, der endlich Demidow allein erwischt hat — sonst ist Henriette immer bei dem Genesenden.

„Was erlaubst du dir?" fährt Demidow den Diener unwirsch an.

„Schon gut, schon gut ... Sie verstehen ja", brummt Onkelchen unentwegt, indem er den Samowar auf den Tisch stellt.

Henriette erscheint auf der Schwelle. Kopfschüttelnd zieht sich Onkelchen, von einem zornigen Blick Demidows eingeschüchtert, zurück.

„Ich wollte Sie fragen, was es bedeutet, daß Sie im Fieber von Scheremetiew und von einer Forderung phantasiert haben."

„Das war keine Phantasie, sondern Wirklichkeit."

Demidow erzählt von dem aufregenden Vorfall, der sich bei seiner Abreise in Kuskowo abgespielt hat, und von dem bevorstehenden Duell.

„Gott im Himmel, auch das noch!" stöhnt Henriette.

„Es war meine Pflicht, als russischer Edelmann so zu handeln."

„Welch ein grausames Spiel das Schicksal mit uns treibt!"

Schnell jagen die Stunden vorbei, Stunden des Glücks und der Verzweiflung.

XIII

Leutnant Brandt ist in Yorcks Hauptquartier zurückgekehrt und meldet sich sofort bei dem General. Noch ehe er über die Lage in Moskau berichten kann, fragt der General: „Wo ist Premierleutnant Graefe?"

„Melde gehorsamst, Exzellenz, Premierleutnant Graefe ist noch unterwegs."

„Ist ihm etwas zugestoßen, ist er verwundet?"

„Der Premierleutnant wird sich persönlich bei Eurer Exzellenz melden und über die Gründe seiner Verspätung berichten.

„Wissen Sie denn nichts?" herrscht Yorck den stramm vor ihm stehenden Offizier an.

„Premierleutnant Graefe hat mir nichts Näheres erklärt, er hat Moskau mit unbekanntem Ziel verlassen", redet sich Brandt aus der peinlichen Situation heraus.

Nachdem Brandt über die Lage der verbündeten Armee ausführlich berichtet hat, verabschiedet ihn Yorck mit einer knappen Handbewegung. Im Innern ist er aber tief aufgewühlt. Eine Katastrophe?

Ein völliger Zusammenbruch des Napoleonischen Unternehmens? Wäre das möglich? Nur nichts zeigen! Yorck wird alles mit sich selbst abmachen, sich allein zu einer Entscheidung durchkämpfen. Es liegt an dem König, das letzte Wort zu sagen.

Seit diesem Tag ist Yorck noch schroffer und unzugänglicher, als ihn die Offiziere schon kennen.

General Yorck bestellt seinen Stabschef General von Massenbach zu einer vertraulichen Unterredung.

„Ich erfahre, daß die französische Armee sich vollständig auflöst", erklärt Yorck. „Der König hat mir das preußische Korps anvertraut. Es stellt die Hälfte der ganzen preußischen Armee dar, es ist meine Pflicht, das Korps meinem König und dem Vaterlande heil zu erhalten."

„Bedenken Sie", erwidert Massenbach, „daß unser Herr ein König von Preußen ist — auch wenn er der Hälfte seiner Länder beraubt ist — und kein Rheinbündler. Er ist nicht ein Vasall des Korsen und kann handeln."

„Die Russen haben den französischen Artilleriepark in der Nähe von Dahlenkirchen angegriffen. General Campredon bittet um Hilfe für seinen Artilleriepark, der bei Ruhental liegt. Es ist die Pflicht der verbündeten Preußen, die Franzosen nicht im Stich zu lassen."

„Wir setzen unser Korps einer großen Gefahr aus, wenn wir, um den Park zu schützen, eine Schlacht annehmen. Die Russen haben in Ruhental leichtes Spiel, denn die Stellung ist schlecht gedeckt."

„Ich werde meine Offiziere zu einem Kriegsrat zusammenrufen", entscheidet sich Yorck.

Die preußischen Offiziere, die am Kriegsrat teilnehmen, zeigen wenig Lust, den Franzosen zu helfen.

„Es ist unsere Pflicht, unserem König die Treue zu halten und das Korps nicht unnötigen Gefahren auszusetzen", meint ein Major.

„Das französische Bündnis wird wohl nicht lange halten", läßt sich eine Stimme vernehmen.

„Wozu wegen ein paar französischer Kanonen das ganze Korps aufs Spiel setzen?" fährt der Major fort.

„Die Ehre der preußischen Waffen ist hier engagiert", ruft plötzlich ein junger Offizier aus. Es ist Graf Brandenburg, Rittmeister im Stabe Yorck, ein Sohn Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Dönhoff. „Alle politischen Rücksichten müssen schweigen. Unter allen Umständen müssen wir bis auf den letzten Mann den Artilleriepark verteidigen."

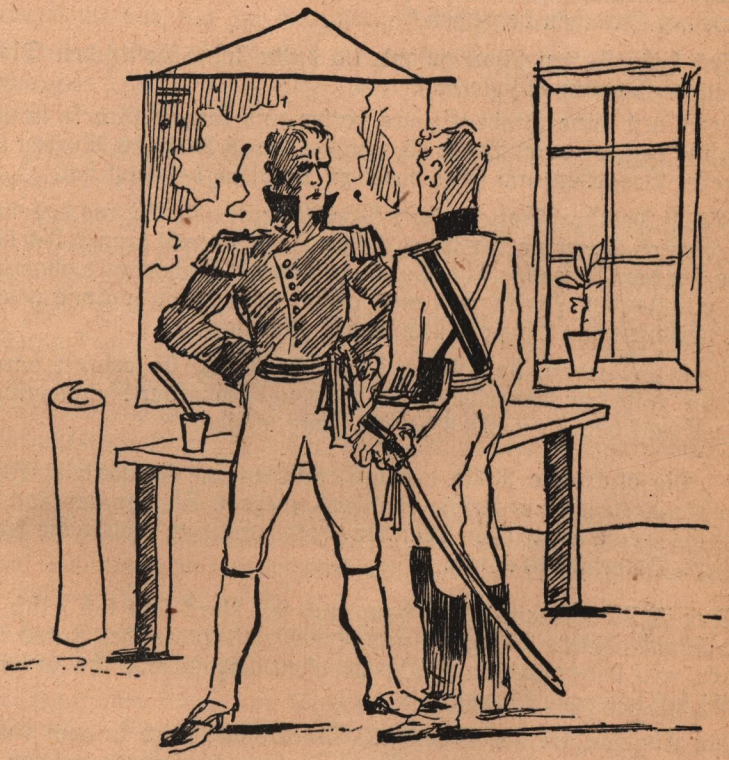
„Das preußische Korps wird bei Ruhental gesammelt, um die Schlacht anzunehmen", klingt die eisige Stimme Yorcks, jeden Widerspruch erstickend ...

Vier Tage lang wird bei Ruhental gekämpft. Die Russen werden zurückgeworfen.

Einige Tage später erscheint atemlos und erschöpft Premierleutnant von Graefe im Hauptquartier. Ohne sich umzuziehen, meldet er sich bei Yorck, der ihn mit steinernem Gesicht empfängt.

„Melde gehorsamst, Exzellenz", sagt Graefe mit fester Stimme, „ein Schreiben des Generals von Diebitsch."

„Wie kommen Sie zu diesem Schreiben?"



„Ich habe mir erlaubt, einen schwerwiegenden Entschluß zu fassen. Ich habe auf eigene Faust gehandelt, weil es um die Rettung des Vaterlandes geht. Die Napoleonische Armee ist nicht mehr. Die Ge-

legenheit ist einzig. Ein Waffenstillstand mit den Russen kann eine Veränderung der Karte Europas zur Folge haben."

„Ein preußischer Leutnant hat sich nicht mit politischen Fragen zu beschäftigen, sondern sich streng an die Vorschriften seines Vorgesetzten zu halten."

„Moskau ist von den Russen angezündet. Zar Alexander kann, auch wenn er es wollte, einen Frieden gegen den Willen des Volkes nicht schließen. Das russische Volk wird in dieser Situation ein Zusammengehen mit Preußen begrüßen."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, ich dulde keine politischen Diskussionen bei meinen Offizieren."

Yorck ruft seine Stabsoffiziere herbei und kanzelt Graefe in einer noch nie dagewesenen Weise ab, nachdem er in knappen Worten über Graefes Vorgehen und seine Reise zu Diebitsch berichtet hat.

„Es ist Insubordination, Herr Premierleutnant. Ein nie dagewesener Verstoß gegen die Disziplin, der an Landesverrat grenzt. Ich übergebe Sie dem Kriegsgericht. Sofort in Arrest!" Graefe wird abgeführt. Auf ein Zeichen Yorcks, den man bisher noch nie so wütend gesehen hat, verlassen die Offiziere stumm das Zimmer.

Allein geblieben, liest Yorck Diebitschs Brief. Er erfährt daraus, daß die russischen Flügelheere die Rückzugsstraße der Napoleonischen Armee stark bedrohen. Es heißt im Brief weiter:

„Die glorreiche Rolle des unsterblichen La Romana ist Ihnen bestimmt. Diese mit Erfolg erfüllend, werden Sie von der Nachwelt in die Reihe der großen Männer gezählt werden, welche die Retter ihres Vaterlandes waren."

Wer ist La Romana? Wie dem auch sei, Yorck sagt sich selbst, daß nur die unbedingte Sicherheit und eine Verpflichtung des Zaren Alexander, mit seiner ganzen Macht Preußen beizustehen, ihn zu seinem Entschluß bewegen können ...

Ein Abgesandter des Marschalls MacDonald wird in dem Augenblick gemeldet, da Yorck den Brief Diebitschs zu Ende gelesen hat. Yorck befiehlt, den Abgesandten — es ist der französische Oberst Terrier — vorzulassen.

Der Franzose weiß, daß keine Liebenswürdigkeit des französischen Marschalls den unbestechlichen Preußen bewegen konnte, dem Herzog

von Tarent — das ist der stolze Titel MacDonalds — anders als förmlich entgegenzutreten.

„Seine Durchlaucht der Herzog von Tarent", berichtet der Franzose in verbindlichstem Tone, „hat mir eine gewissermaßen heikle Aufgabe aufgetragen."

Yorck sieht den Franzosen schweigend und erwartungsvoll an.

„Eure Exzellenz verlangen mehr Lebensmittel von unserem Proviantmagazin, als wir liefern können. Die starke Kälte, die sich plötzlich eingestellt hat, hat die Verpflegungsmöglichkeiten verschlechtert."

„Ich kann nicht dulden", erwidert Yorck ziemlich schroff, „daß meine Preußen schlechter verpflegt werden als Franzosen und Rheinbündler."

„Ich glaube, daß die Preußen sich über die Verpflegung keineswegs beschweren können."

„Sie irren, Herr Oberst. Täglich bekomme ich Klagen über die Benachteiligung der preußischen Truppen. Ich habe dem Marschall von den Beschwerden geschrieben, habe aber keine Antwort erhalten."

„Der letzte Brief Eurer Exzellenz war sehr schroff. Deshalb hat Seine Durchlaucht der Herzog von Tarent mich hierher geschickt."

„Ich habe dem Herzog nur geschrieben, daß ich diesen Ungebührlichkeiten nicht länger zusehen will, sowohl wegen der Erhaltung meiner Truppen als auch wegen der Pflichten, die ich meinem König gegenüber auf mich genommen habe."

„Der Herzog ...", der Franzose stockt, „läßt Eurer Exzellenz sagen, daß er Seiner Majestät dem Kaiser Napoleon über das Betragen und die Gesinnung des gegenwärtigen Chefs der preußischen Truppen Rechenschaft geben wird."

Bei diesen Worten erhebt sich Yorck. Sein Gesicht ist blutleer geworden. Der Franzose fährt schnell fort.

„Auch dem König von Preußen wird der Herzog Bericht über das sonderbare Benehmen Eurer Exzellenz erstatten."

Yorck hat sich zusammengenommen. „Ich kann nicht dulden, daß meine Pferde vor Hunger krepieren."

„Das haben Eure Exzellenz dem Herzog geschrieben. Der Herzog läßt aber Eurer Exzellenz sagen, wenn die preußischen Pferde krepie-

ren, so ist es wohl nicht vor Hunger, sondern im Gegenteil, weil sie zu dick geworden sind."

„Was will eigentlich der Marschall von mir?"

„Er bittet Eure Exzellenz in einem Schreiben, Rechenschaft über Eurer Exzellenz Verhalten zu geben."

„Ich bin nur meinem König Rechenschaft schuldig und nicht einem französischen Marschall", erwidert Yorck trocken.

„Seine Durchlaucht verlangen eine sofortige Antwort." Der Oberst Terrier wird aufdringlich.

„Für mich ist die Sache nicht dringend. Ich werde die Antwort geben, wann es mir paßt."

Der französische Oberst weiß nichts anderes, als Yorck die Frage zu stellen: „Was gedenken Eure Exzellenz jetzt zu tun?"

Yorck sieht den lästigen Boten durchdringend an und sagt lässig: „Ich gedenke jetzt schlafen zu gehen, da ich sehr müde bin."

Die Entscheidung drängt, denkt Yorck, als der verblüffte Franzose sein Zimmer verlassen hat. Die anmaßende Haltung MacDonalds hilft mit, mit sich selbst ins reine zu kommen. Er fühlt, daß alles auf dem Spiele steht und daß er jetzt Herr der Lage ist. Die preußischen Truppen sind wohl erhalten, die Napoleonische Armee ist in Auflösung ... Wie dem auch sei, Premierleutnant v. Graefe muß wegen Insubordination bestraft werden ... Wenn Yorck nur wüßte, wie der Zar sich zu dem Annäherungsversuch Diebitschs stellt ... Handelt Diebitsch auch auf eigene Faust? ... Wenn Zar Alexander Waffenruhe mit Preußen wünscht, dann ... Ja, dann wäre für Preußen vielleicht die große geschichtliche Stunde gekommen. Nur vielleicht? Nein, dann ganz gewiß ...

XIV

Demidow ist so weit hergestellt, daß er seine abenteuerliche Fahrt fortsetzen kann.

Eng aneinandergeschmiegt sitzen unter dem schützenden Verdeck des Schlittens zwei Menschen, die zueinander gehören.

In rasender Fahrt trägt der Schlitten das verzweifelnde Liebespaar einem unbekannten Schicksal entgegen.

Anna Philipowna steht vor dem Hausportal in Spaskoje und gibt einer Magd Anweisungen über die Wirtschaft, als ein Schlitten in den Hof hineinfährt. Nadines Mutter traut ihren Augen nicht, als Demidow aus dem Schlitten steigt. Eine unbekannte junge Person folgt ihm. Henriette trägt keine Männerkleidung mehr. Sie hat während des letzten Aufenthaltes einen Schafspelz, wie ihn russische Bauernfrauen tragen, und ein buntes Kopftuch erstanden.

„Alexej", ruft Anna Philipowna etwas theatralisch aus, „der liebe Gott führt dich zu uns. Es war höchste Zeit, daß du kommst."

Alexej küßt seiner zukünftigen Schwiegermutter die Hand.

„Gott, wie blaß du bist! Du siehst schlecht aus. Was ist geschehen? Wie sieht es in Moskau aus? Wer ist die junge Frau?" überschüttet Anna Philipowna Demidow mit Fragen, während die unglückliche Henriette verlegen abseits steht.

„Darf ich Ihnen Fräulein Waltz vorstellen", sagt Demidow, ohne die Fragenflut Anna Philipownas zu beachten. „Sie ist eine Waise, sie mußte aus Moskau fliehen. Ich habe mir erlaubt, ihr meine Dienste anzubieten und sie zunächst in eure Obhut zu bringen — ehe sie in ihre Heimat zurückkehren kann."

„In ihre Heimat?"

„Ja, Fräulein Waltz ist eine Deutsche aus Kassel."

Man setzt sich sofort, nach guter russischer Sitte, an den Tisch, auf dem ein Riesenschinken, harte Eier, mehrere Sorten Käse und Dickmilch in großen Satten stehen.

Nadine läßt auf sich warten, obwohl Anna Philipowna eine Magd zu ihr geschickt hat, um ihr die unerwartete Ankunft Demidows mitzuteilen. Demidow, der einen Freudenausbruch Nadines vor den Augen Henriettes befürchtet, ist froh, als Nadine bei ihrem Erscheinen — sie sieht übrigens übernächtig und beinahe leidend aus — sich mit einem Händedruck und mit einer konventionellen Begrüßung begnügt.

Demidow muß noch einmal Henriette vorstellen, und Nadine wirft dem verlegen vor einem vollen Teller sitzenden jungen Mädchen verstohlen abschätzende Blicke zu.

„Ein Landsmann von Ihnen war hier", wendet sich Anna Philipowna an Henriette. Sie versucht das stockende Gespräch in Gang zu bringen, indem sie von dem Besuch Graefes auf dem Gut erzählt.

„Herbert von Graefe!" ruft Henriette erstaunt aus, „mein Vetter — welch ein seltsamer Zufall."

„Der Zufall", sagt der nicht weniger erstaunte Demidow, „hat manchmal Einfälle, die oft sonderbar anmuten. Er übertrifft manchen Dichter an Phantasie."

Henriette möchte Näheres über Graefes Aufenthalt wissen. Anna Philipowna, die allein die Unterhaltung bestreitet, freut sich, der Mittelpunkt des Interesses zu sein, und erzählt langatmig von der kurzen Visite des schneidigen preußischen Offiziers. Nadine hört zu, in ihrem Gesicht wechseln Röte und Blässe.

„Wo ist mein Vetter jetzt?"

„Er ist mit irgendeinem wichtigen militärischen Auftrag abgeritten. Näheres wissen wir natürlich nicht", erklärt bedeutungsvoll Anna Philipowna.

„Ich muß mich sofort bei General Diebitsch melden", unterbricht Demidow das Gespräch, „wo befindet er sich?"

„Im linken Flügelhaus ist das Quartier des Generals. Er pflegt mit uns zu essen. Heute hält er jedoch einen Kriegsrat ab und hat deshalb um Entschuldigung gebeten."

Onkel Chomutow, der sich, was sonst nicht seine Art ist, zu Tisch verspätet hat, umarmt polternd Demidow und will ihn in ein Gespräch über die militärische Lage hineinziehen. Demidow besteht aber darauf, sofort dem General Diebitsch vorgeführt zu werden.

Nachdem Demidow den Speisesaal verlassen hat, begibt man sich in den Salon, wo Nadine und Henriette auf einem Sofa Platz nehmen.

Ein unergründliches Gesetz zwingt jeden Liebenden, auch mit vollkommen Fremden von dem Gegenstand seiner Liebe ausführlich zu sprechen. So ist es kein Wunder, daß Henriette und Nadine — ein unerschöpfliches Gesprächsthema finden, in dem sie stundenlang schwelgen könnten, ohne müde zu werden.

Henriette muß der Russin von Graefe erzählen, von seinen Eltern, vom Leben auf dem Gute Klein-Mehlow in Hinterpommern, das in seiner schlichten Bescheidenheit so ganz anders aussieht als die prunkvollen Magnatengüter mit ihren herrschaftlichen Schlössern in Rußland, die mit Bildern und Kunstgegenständen vollgestopft sind.

„Ich möchte so gern das Gut in Pommern sehen", seufzt Nadine.

Und dann ist die Reihe an ihr, zu erzählen von Demidow und von den Gesellschaften und Bällen in Moskau, auf denen sie mit ihm getanzt hat.

Während die jungen Mädchen mit fieberglühenden Wangen sich angeregt unterhalten, wird Demidow Diebitsch vorgeführt.

Der General steht vor einem mit Landkarten bedeckten Tisch und unterhält sich lebhaft mit einem gutaussehenden Offizier mit markantem Gesicht.

„Leutnant Demidow, Adjutant des Grafen Rostopschin, mit dringender Botschaft Seiner Majestät des Zaren, melde gehorsamst, Exzellenz."

Demidow wirft einen Blick auf den unbekannten Offizier. Diebitsch bemerkt es und sagt freundlich:

„Dies ist Oberst von Clausewitz, meine rechte Hand. Sie können ruhig vor ihm sprechen."

Demidow faßt den Befehl des Zaren, sofort Fühlung mit den Preußen zu nehmen und sobald als möglich einen Waffenstillstand zu schließen, in knappen Worten zusammen.

Das Gesicht des Obersten von Clausewitz strahlt. Auch Diebitsch scheint von der Meldung freudig überrascht zu sein.

„Vor kurzem hat sich bei mir ein preußischer Offizier, der übrigens auf eigene Faust gehandelt hat, gemeldet und hat mir von den Stimmungen im preußischen Korps eine sehr lebhafte Schilderung gemacht. Er sagte, daß es der Wunsch aller vaterlandsliebenden Preußen sei, mit den Russen zu einem baldigen Frieden zu gelangen. Er ist jetzt bereits wieder auf dem Wege ins preußische Hauptquartier. Was sagt aber Feldmarschall Kutusow zu dem Wunsche des Zaren?"

„Seine Durchlaucht waren nicht gerade entzückt, wenn ich mich so ausdrücken darf. Dem Befehl des Zaren, die Preußen nicht angreifen zu lassen, wird der Feldmarschall selbstverständlich folgen."

„Der alte Herr", sagt Diebitsch zu Clausewitz gewandt, „ist ein Schlaukopf. Heute ist er Todfeind Napoleons und aller seiner Verbündeten. Ich entsinne mich aber eines Wortes des Feldmarschalls, das er mir noch vor dem Kriege einmal gesagt hat. Er glaubt nämlich nicht, daß die Vernichtung der Napoleonischen Herrschaft für Europa vorteilhaft sein würde; denn England käme allzubald ans Ruder. Das, meint der Feldmarschall, wäre weitaus schlimmer. Ja, der Fürst läßt sich stets von politischen Erwägungen leiten."

„Der Fürst wird bald einsehen", erwidert Clausewitz, „daß gerade der Friede zwischen Rußland und Preußen, noch mehr ein Bündnis zwischen diesen zwei Staaten den englischen Einfluß in Europa vollständig ausschalten kann."

„Machen Sie sich marschbereit, Leutnant", befiehlt Diebitsch. „Nach meinen letzten Informationen treten die Preußen bereits den Rückmarsch an. Wir werden ihnen auf den Fersen folgen und zugleich mit ihnen Fühlung nehmen. Keine Minute ist zu verlieren. Sonst kann es zu spät werden. Wir brechen beim Morgengrauen auf."

Ins herrschaftliche Haus zurückgekehrt, findet Demidow zu seinem größten Erstaunen Henriette und Nadine in lebhaftester Unterhaltung. Das Eis ist nicht nur gebrochen, sondern eine Freundschaft scheint im Laufe einer knappen Stunde entstanden zu sein.

Demidow hat nur eine Viertelstunde, um sich von dem geliebten Mädchen und von seiner offiziellen Braut zu verabschieden. An eine Auseinandersetzung mit Nadine ist nicht zu denken. Demidow nimmt sich zusammen und sagt in einem scheinbar gleichgültigen Tone, obwohl ihm sein Herz im Halse schlägt:

„Morgen früh muß ich fort, meine Damen. General Diebitsch verläßt mit seinem Stab Spaskoje."

Henriette klammert sich an die Sofalehne, um ihre Aufregung nicht zu verraten.

„Wir werden uns wohl nie mehr sehen, Herr Leutnant?" stammelt sie. „Ich danke Ihnen nochmals für Ihre ritterlichen Dienste. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit will ich in meine Heimat zurückkehren."

Demidow wagt nicht, dem geliebten Mädchen in die Augen zu sehen, so sehr erschüttert ihn die Not, die er ihren Worten entnommen hat.

Er küßt seiner Braut die Hand — Nadine ist beim Abschied ziemlich wortkarg — und verabschiedet sich unter dem Vorwand, daß er nur wenige Stunden Ruhe vor sich habe.

Als Demidow sich nach ein paar Stunden qualvollen Halbschlafes durch den noch dunklen Korridor in den Hof tastet, huscht ihm eine Frauengestalt entgegen: Henriette!

Schluchzend fällt das junge Mädchen Demidow um den Hals.

„Lebe wohl, für immer ... Ich werde die schönen Stunden, die ich dir verdanke, nie vergessen."

In der Gefühlsaufwallung der Abschiedsstunde kommt Henriette ihr selbst fast unbewußt das „Du" von den Lippen.

„Die Erinnerung kann uns niemand rauben. Trösten wir uns damit ... Geh sofort zurück auf dein Zimmer, dich darf niemand sehen."

Eine letzte, leidenschaftliche Umarmung ... dann ist Demidow draußen im naßkalten, vom Nebel eingehüllten Hof.

Demidow reitet neben Clausewitz. Nur nicht an sein persönliches Schicksal denken ...! Henriette vergessen ...! Aber kann er das überhaupt ...?

Clausewitz, der sehr gut gelaunt ist, beginnt mit Demidow ein Gespräch.

„Es wird nicht leicht sein, mit Yorck zu verhandeln", meint der Oberst.

„Kennen Sie Yorck, Herr Oberst?" fragt Demidow.

„Ich glaube, ihn gut zu kennen. Seine Bravour und seine kriegerische Tüchtigkeit stehen außer Zweifel. Heftiger, leidenschaftlicher Wille, den er in anscheinender Kälte, und ein gewaltiger Ehrgeiz, den er in scheinbarer Resignation verbirgt, zeichnen diesen Mann aus."

„Also ein starker und kühner Charakter?"

„Zweifellos, General Yorck ist ein rechtschaffener Mann, aber oft gallig und finster, ein schlimmer Untergebener eigentlich. Ich glaube, daß persönliche Anhänglichkeit ihm ziemlich fremd ist. Unter der Maske von Derbheit und Geradheit ist er im Grunde — ich möchte beinahe sagen — unergründlich!"

„Eine interessante Erscheinung auf jeden Fall!"

„Das kann man wohl sagen. Seine Offiziere sind überglücklich, wenn er einmal zu ihnen freundlich spricht. Er hält auf die strengste Subordination. Jeder, der über ihm steht, hat es besonders schwer mit ihm."

„Wie sind die Beziehungen des Generals zum Marschall MacDonald?"

„Ich kann mir denken, daß sie beide auf einem gespannten Fuß stehen und daß Yorck gewöhnlich nicht mehr tut, als er unbedingt muß. Die Franzosen haßt er, das weiß ich."

„Wie konnte es dann geschehen", forscht Demidow nur allzu froh, sich durch dies aufschlußreiche Gespräch von seinen seelischen Qualen abzulenken, „daß General Yorck eine Kommandostelle übernahm, in der er von einem französischen Marschall abhängig ist?"

„Scharnhorst ist es, der Yorck überredet hat, die Stelle anzunehmen. Scharnhorst hat auch dem König General Yorck als einen Mann von unbeugsamem Charakter empfohlen." —

Als der Stab des Generals Diebitsch in Riga eintrifft, erstattet der Kommandant der Festung, der alte Haudegen Essen, der trotz seines deutschen Namens kein Wort Deutsch spricht, Rapport.

„Ich habe von dem General Grawert, der das preußische Korps kommandierte, die Aufforderung erhalten ...?"

Diebitsch unterbricht den General: „Kommandierte?"

„Jawohl, Exzellenz. Grawert hat sich krankheitshalber beurlauben lassen. Dieser Grawert", fährt Essen fort, „hat mich zur Übergabe der Festung aufgefordert, mit der Begründung, es wäre nicht human, weiteren Widerstand zu leisten, und es wäre meine Pflicht, das Leben meiner Offiziere zu schonen. Wozu aber sind Festungen da, erwiderte ich dem gegnerischen General, wenn sie sich nicht bis zum letzten Mann verteidigen."

„Also ist jetzt Yorck allein Kommandierender?"

„Jawohl, Exzellenz, und dieser Yorck scheint ein Mensch von ganz anderem Charakter zu sein. Nicht umsonst nennen ihn seine Offiziere den ‚eisernen Yorck'."

XV

Das preußische Korps hat auf Befehl des Marschalls MacDonald den Rückmarsch angetreten. In einer Fuhre, von zwei Soldaten bewacht, sitzt der unglückselige Premierleutnant von Graefe und grübelt über sein trauriges Schicksal. Er ist arretiert und wird wie ein Verbrecher bewacht. Alles scheint verloren! Das Schrecklichste aber ist, daß Preußen seinem Untergange entgegenläuft. Der harte Alte ist verstockt und will nichts hören!

Dann denkt er an Nadine ... an dies kurze Erlebnis, das zu einer lodernden Leidenschaft wurde ... Was wird weiter werden? Aus ihm, aus Nadine und vor allem aus Preußen?

In einem Dorf, dicht an der litauischen Grenze, trifft ein Kurier aus Berlin ein. Es ist Graf Henckel von Donnersmarck. Yorck empfängt ihn im armseligen Zimmer einer elenden Bauernhütte.

Graf Henckel überreicht dem General im Auftrage des Königs ein Anerkennungsschreiben und den Roten Adlerorden.

Yorck ist kalt und trocken. Er läßt den Offizier an der Tür stehen und geht an das kleine Fenster, das kaum Licht durchläßt, um das Schreiben zu lesen. Ein eigenhändiges Schreiben des Königs, eine seltene Auszeichnung, fürwahr! Und dennoch scheint Yorck unzufrieden zu sein, obwohl der König für die Verwundeten dreitausend Taler mitgeschickt hat.

„Was wollen Sie eigentlich hier!?“ knurrt mit einem Male Yorck den Offizier an.

„Ich bin im Auftrag des Königs gekommen, Exzellenz.“

„Warum werden Sie mir vom König als Adjutant detachiert?“

„Der Wille Seiner Königlichen Majestät ist, daß wir das Glück haben sollen, unter Eurer Exzellenz den Kampf führen zu lernen.“

„Dem ist nicht so, mein Herr Graf. Der König schickt Sie her, um zu spionieren, wie die Sachen hier betrieben werden, und Rapports von den Details zu machen, die ich vielleicht nicht berichte."

„Melde gehorsamst, Exzellenz, zu den Geschäften eines Spions lasse ich mich nicht gebrauchen."

Yorck macht eine knappe Verbeugung und geht hinaus. Verblüfft bleibt der Adjutant des Königs stehen.

Ein Verbindungsoffizier ist soeben aus Wilna zurückgekommen. Auch seinen Rapport muß Yorck über sich ergehen lassen. Jetzt weiß Yorck genau, daß die Große Armee im vollen Rückzug ist. Die Große Armee? Nun, von dieser Armee sind nur einzelne elende Haufen geblieben, die mehr Banditen und Landstreichern gleichen als Soldaten der mächtigsten und bestausgerüsteten Armee, die bisher Europa und die Welt gesehen haben.

Ein Trompetensignal ertönt an der Vorpostenkette. Ein russischer Offizier, von vier Kosaken und einem Trompeter begleitet, bittet um eine Unterredung mit General Yorck.

Es ist Demidow, dem General von Diebitsch, da er von Graefe nichts mehr gehört hat, die heikle Aufgabe übertragen hat, mit dem preußischen General persönlich zu verhandeln.

General Yorck läßt den Parlamentär zwei Stunden warten, ehe er ihn empfängt.

„Sie wünschen?" herrscht Yorck Demidow an, in einem Ton, der zu einem weiteren Gespräch keineswegs ermuntert.

Der Mann ist stachelig wie ein Igel, denkt Demidow und sieht dem mittelgroßen, mageren General mit der mächtigen Glatze fest ins Auge.

„Ein Brief Seiner Exzellenz des Generals von Diebitsch."

Yorck liest den Brief und fragt:

„Na, und?"

„Gewiß werden Euer Exzellenz Gründe haben, noch zu zögern", sagt Demidow, den Diebitsch genau instruiert hat. „General von Diebitsch meint jedoch, daß die Zeit, die Eure Exzellenz zum Überlegen brauchen wollen, vielleicht besser zum Handeln verwendet werden würde."

„Ein feindlicher General hat mir keine Vorschriften zu machen."

„Gewiß nicht, Exzellenz. General von Diebitsch meint aber, daß der gegenwärtige Augenblick niemals wiederkommen wird — zum Unheil für die, welche ihn nicht zu nutzen verstehen."

Yorck runzelt die Stirn. Noch einmal überfliegt er die eindringlichen Zeilen des russischen Befehlshabers, der ihn im Namen der Menschheit, im Namen des Vaterlandes, im Namen seines eigenen Ruhmes einladet, angesichts der Unmöglichkeit, die Befehle aus Berlin zu erwarten, auf seine eigene Verantwortlichkeit die Entscheidung zu treffen.

Die Entscheidung! Sie besteht darin, daß General von Yorck offen auf die russische Seite übertreten soll, um, wie Diebitsch vorschlägt, mit vereinigten Kräften den Marschall MacDonald zu schlagen, sich mit dem russischen Korps Wittgenstein zu verbinden und gegen die kläglichen Trümmer der französischen Hauptarmee zu marschieren.

„Ich kann nichts Bindendes zusagen, ohne vorher aus Berlin Weisung erhalten zu haben", ist die ausweichende Antwort Yorcks. „Melden Sie Ihrem General, daß ich heute noch meinen Adjutanten nach Berlin zum König schicken werde, um Instruktionen zu holen."

Demidow kehrt in Diebitschs Hauptquartier zurück. Yorck befiehlt sofort seinem Adjutanten von Seidlitz, nach Berlin zu reiten.

Das Yorcksche Korps marschiert weiter in der Richtung auf die preußisch-litauische Grenze. Es geht durch eine hügelige Gegend über Hohlwege, in denen der Schnee hoch aufgeweht ist. Pferde stürzen, und oft müssen Wagen im Stich gelassen werden. Die Wagenkolonne allein ist fast eine Meile lang. Die Russen folgen in kurzem Abstand wie Schatten.

Bis spät in die Mitternacht marschieren die preußischen Regimenter. Wegen des Glatteises ist das Vorwärtskommen äußerst beschwerlich. Immer wieder brechen Soldaten zusammen. Seit vielen Tagen hat keiner geschlafen. Es ist ein unheimliches Schauspiel. Manche marschieren wie Marionetten im Schlafe fort. Dann plötzlich bleiben sie auf der Stelle stehen, der Hintermann prallt unvermutet an den Vordermann an. Oft stürzen beide zugleich nieder und verwunden ihre Kameraden mit den Bajonetten.

Man schreibt bereits Dezember. Der gespenstische Marsch geht fort. Mit den Russen auf den Fersen und mit Kosaken, die manchmal so tun, als ob sie den Preußen den Weg versperren wollen.

Das Yorcksche Korps hat die Ortschaft Koltiniani erreicht. Es ist Heiligabend. Mitten in der Schneewüste, fern von der Heimat!

Wieder meldet sich Demidow als Parlamentär bei Yorck.

„General von Diebitsch läßt fragen, ob Eure Exzellenz Instruktionen aus Berlin erhalten haben?"

„Noch nicht."

„General von Diebitsch fällt es schwer, die Kosaken, die von Kampflust erfüllt sind, von Überfällen abzuhalten, wenn nicht ein sofortiger Waffenstillstand geschlossen wird. Der General möchte unnötiges Blutvergießen zwischen Preußen und Russen, deren Interessen jetzt so eng gemeinsam sind, auf alle Fälle vermeiden."

Yorck kann jetzt nicht länger zögern. Zumindest muß er endlich sich mit General von Diebitsch persönlich aussprechen.

„Ich bin bereit, mich mit General Diebitsch zu treffen."

Am nächsten Abend, es ist der erste Feiertag, treffen sich die beiden Generale. Diebitsch reicht dem Preußen freundlich die Hand und tut alles, um sein Vertrauen zu gewinnen.

„Ich könnte Ihnen unrichtige Angaben über meine Truppen machen, Exzellenz", sagt Diebitsch, „das tun die französischen Marschälle mit Vorliebe. Jedoch erscheint mir eine solche Handlungsart eines Preußen, der ich ja auch bin, unwürdig. Ich sage Ihnen offen, Exzellenz, daß ich nicht genügend Truppen zur Stelle habe, um Ihnen mit Erfolg den Weg zu versperren. Freilich würde ich mich, falls Sie mich angreifen, mit allen Kräften wehren."

„Was wünschen Sie, Exzellenz."

„Der Wunsch Seiner Majestät des Zaren ist, die Preußen nicht als Feinde zu behandeln. Die Zeit ist zweifellos nahe, in der das alte freundschaftliche Verhältnis zu Preußen wieder aufleben wird, um den Kampf Schulter an Schulter für ein neues Europa zu führen."

„Das sind Erwägungen allgemeiner Art. Ich bitte um einen genauen Vorschlag."

„Ich bin bereit, mit Eurer Exzellenz einen Neutralitätsvertrag abzuschließen und zugunsten desselben meine ganzen militärischen Vorteile aufzugeben."

Yorck ist unerbittlich. „Wenn ich auch Neigung zu einem solchen Vertrage hätte, halte ich die Stunde noch nicht für reif. Meine ganze Lage

ist nicht hoffnungslos genug, um einen solchen Vertrag vom militärischen Standpunkt aus zu rechtfertigen."

Das ist ein hartnäckiger Gegner, denkt Diebitsch. Will er mich zum besten halten? Sieht er nicht ein, daß er die Waage zum Schicksal Preußens in der Hand hält? Ist es diplomatische Taktik oder Verbohrtheit?

„Ich verspreche Ihnen", erwidert Diebitsch, „während der ganzen Nacht nichts gegen Sie zu unternehmen."

„Ich werde weiter gegen Lafkowo marschieren", erklärt Yorck.

„Dann bleibt mir nichts anderes übrig, Exzellenz, als Ihnen zu folgen. Die Kosaken, die immer voran sind, werden sich Ihnen in den Weg legen."

Plötzlich sagt Yorck:

„Ihr habt ja so viele ehemalige preußische Offiziere bei euch, schickt mir doch künftig einen solchen. Ich habe dann mehr Zutrauen."

Darauf verabschieden sich die noch feindlichen Generale.

Als Diebitsch in seinem Hauptquartier in Koltiniani Clausewitz über die Unterredung mit dem unnachgiebigen Yorck unterrichtet, schüttelt der Oberst den Kopf.

„Ich fürchte", meint Clausewitz, „daß Yorck die Nacht benutzen wird, um uns über den Haufen zu werfen und dann seinen Weg zu MacDonald fortzusetzen. Man kann nie wissen, was der Alte im Sinn hat. Höchste Vorsicht ist geboten."

„Ich werde zwei Regimenter Kosaken gegen den General Yorck stehen lassen. Das dritte wird Stellung im Rücken nehmen. Das Husarenregiment bleibt alarmbereit in Koltiniani. Die Kavallerie behält die Pferde am Zügel", befiehlt darauf General von Diebitsch.

Nachts knallen plötzlich Schüsse in der Nähe des Dorfes. Die Schießerei wird immer heftiger. Atemlos stürzt Oberst von Clausewitz, sich schnell den Waffenrock zuknöpfend, zu Diebitsch, der sich soeben zur Ruhe gelegt hat.

„Ich habe es geahnt, Exzellenz!"

„Was ist geschehen?"

„Ich fürchte, Yorck greift an."

„Das wäre katastrophal. Sofort einen Adjutanten zu mir! Ich will Klarheit haben."

Halblaute Befehle werden weitergegeben, und schon ist der Adjutant vom Dienst zur Stelle. Es ist Demidow.

„Sofort aufklären, was die Ursache der Schießerei ist. Unser ganzer Plan ist zum Teufel, wenn die Preußen attackieren."

„Es wird ein Mißverständnis sein, Exzellenz, ich kann es nicht glauben!" erlaubt sich Demidow einzuwenden.

„Reiten Sie, Leutnant Demidow, und klären Sie auf! Halten Sie die Kosaken vor Übergriffen zurück."

„Clausewitz", sagt Diebitsch, nachdem Demidow abgeritten ist, „wenn das wahr ist, daß Yorck uns angreift, dann würde eine große geschichtliche Stunde um ihren Sinn gebracht. Ich kann — ich will es nicht glauben, um zweier Völker willen."

„Es wäre tragisch, Exzellenz. Aber wie gesagt, bei Yorck weiß man nie, was er im Sinn hat. Es gibt im preußischen Korps Leute, die das Prinzip der unbedingten Bündnistreue vertreten. Vielleicht haben sie Oberhand gewonnen."

Das Schießen hat plötzlich aufgehört. Kurz darauf erscheint Demidow zum Bericht.

„Es waren nicht die Truppen Yorcks, Exzellenz. Es handelte sich um Teile von versprengten französischen Regimentern, die einen Vorstoß gegen unsere Stellung unternommen haben. Als sie die Stärke unserer Truppen erkannten, sind sie eiligst verschwunden."

„Gott sei Dank", ruft Diebitsch beruhigt aus. „Ich habe es gewußt. Ich habe unbedingtes Vertrauen zu der Ritterlichkeit des Generals Yorck."

XVI

Etienne Jacques Joseph Alexander MacDonald, Herzog von Tarent und Marschall des französischen Kaiserreiches, wartet vergeblich in seinem Hauptquartier in Stalgen, in dem er es sich recht bequem gemacht hat, auf Meldungen von Yorck, dem er notgedrungen den Rückzug in der Richtung Memel befohlen hat. Notgedrungen — denn dem jovialen Herrn fällt es immer noch schwer, an den vollständigen Zusammenbruch der französischen Armee zu glauben.

Ein deutscher Verbindungsoffizier, Major von Schenk, ist soeben aus Wilna zurückgekehrt. Kopfschüttelnd hört MacDonald, der den Major an seine Tafel geladen hat, auf der es an Leckerbissen und kostbaren Weinen nicht fehlt, den traurigen Bericht.

„Die Große Armee ist ein Trümmerhaufen geworden, Hoheit", erzählt der Deutsche. „Fast nichts erinnert mehr an Soldaten, wenn man die ärmlichen Gestalten sieht, die durch die Schneewüste schwanken. Tausende und aber Tausende liegen an den Biwakfeuern oder auch erfroren am Wege. Von Waffen sieht man so gut wie nichts. Die Soldaten begnügen sich mit Knüppeln. Ihre Kleidung besteht aus losen Fetzen. Das Fußzeug ist mit Bindfaden notdürftig zusammengehalten — wenn es überhaupt vorhanden ist. Andere wickeln sich die Wunden und erfrorenen Füße in Tücher oder, wenn einer Glück hat, in Leder ein. Selbst Offiziere sah ich in keiner besseren Verfassung."

„Mon Dieu, eine so schöne Armee soll so heruntergekommen sein! Und die Russen?"

„Die Russen sind gut ausgerüstet. Sie vertragen den Winter ausgezeichnet und sind von einem selbst in diesem Lande noch nicht dagewesenen Patriotismus entflammt. Täglich beunruhigen sie die Reste unserer Truppen. Kosaken bedrohen alle Verbindungen. Sie sind schon in der Nähe von Stalgen."

„Na, na, Herr Major", sagt MacDonald ungläubig, „was werden Sie mir noch erzählen! Vielleicht sind die Kosaken bereits in Paris."

„Ich versichere Eurer Hoheit, auf meine Ehre, daß ich über die Situation so berichte, wie sie ist!"

„Wenn dem so ist, so gebe ich die Hälfte meines Vermögens — Major von Schenk weiß, daß der Herzog von Tarent ein Riesenvermögen sein eigen nennt —, um mich mit General Yorck zu verbinden und an der Grenze Preußens die Russen aufzuhalten. Suchen Sie sofort General Yorck auf und befehlen Sie ihm in meinem Namen, unverzüglich nach Tilsit zu marschieren, wohin ich heute aufbreche."

Gleich nach der Tafel besteigt Major von Schenk sein Pferd, um zu Yorck zu reiten.

General Yorck steht bereits vor Tauroggen, einem kleinen Flecken nordöstlich von Tilsit, als Schenk in seinem Quartier eintrifft.

„Wo ist der Marschall?" ist die erste Frage Yorcks.

„Voraussichtlich in Tilsit, Exzellenz; denn der Marschall wollte am selben Tage aufbrechen, um sich mit dem preußischen Korps zu vereinigen."

Yorck schweigt. Major von Schenk fährt fort:

„Der Marschall ist, wie mir scheint, über das Ausbleiben der Nachrichten von Eurer Exzellenz äußerst besorgt. Er wäre noch besorgter, wenn er wüßte, was ich unterwegs feststellen konnte, — daß die Russen in Memel einrücken."

„Was für Russen? Doch nicht etwa Diebitsch, der hinter uns steht?"

„Die Kavalleriebrigade des Marquis Paulucci, der zum Korps Wittgenstein gehört."

Die Russen in Memel, denkt Yorck, was soll das bedeuten? Hat man ihn trotz aller Vorsicht in eine Falle gelockt? Waren die Verhandlungen, die Diebitsch angeknüpft hat, nur ein taktisches Manöver? Ist er von den Russen umringt? Wollen sich die Russen an Preußen wegen des unheilvollen Bündnisses mit Napoleon rächen?

Blitzschnell jagen diese Gedanken durch Yorcks Kopf. Nein, das ist nicht möglich! General Diebitsch ist ein Schlesier von Geburt, auf sein Wort kann man sich verlassen. Dennoch muß Yorck Näheres über die eigentümliche Lage erfahren.

Kaum hat Yorck den Boten MacDonalds verabschiedet, als er seiner Ordonnanz befiehlt:

„Den arretierten Premierleutnant von Graefe sofort zu mir!"

Graefe liegt auf dem Stroh in einer elenden Scheune, in der die Luft so stickig ist, daß er kaum atmen kann. Er kommt sich vor wie ein Verbrecher, der auf die Hinrichtung wartet. Wenn doch sein Schicksal sich schnell entscheiden würde! Wann wird das Kriegsgericht stattfinden? Wird man seine Gefühle verstehen, die ihn zu der Insubordination gezwungen haben? Wenn nicht, dann wird er auf dem Sandhaufen zu sterben verstehen.

„Premierleutnant Graefe zu General von Yorck!" vernimmt der Offizier wie im Traum eine Stimme.

Jetzt ist es so weit, denkt Graefe und erhebt sich. Seine Glieder sind schwer wie Blei. Ein recht peinliches Gefühl, waffenlos zu sein, das empfindet er immer wieder, wenn die Hand über die linke Hüfte streift. Wie ein Schlafwandler folgt Graefe der Ordonnanz Yorcks. Zwei Soldaten marschieren ihm zur Seite.

Nein, es ist noch nicht das Kriegsgericht. Yorck ist allein. Was mag er mir sagen wollen? Das ist der letzte Gedanke, der durch Graefes blutleeres Gehirn schießt, während er vor Yorck steht.

„Herr Leutnant von Graefe", beginnt Yorck, „Ihr eigenmächtiger Verstoß gegen die Disziplin bleibt unter allen Umständen unentschuldbar. Ein Exempel muß statuiert werden. Jedoch ..." Yorck stockt, als ob es ihm schwerfiele, den nächsten Satz auszusprechen.

„... die Umstände haben sich inzwischen geändert", fährt Yorck langsam und mit Nachdruck fort.

Graefe macht eine freudige Bewegung, sinkt aber zusammen unter dem unerbittlichen Blick seines Generals.

„Sie glauben wohl, ich will Sie befreien?" höhnt Yorck, der auch ironisch und auf unangenehmste Weise bissig sein kann. „Nun, diese Freude ist reichlich verfrüht. Wenn ich Sie befreien werde, so ist es, um Sie zu prüfen."

Was mag er damit meinen, denkt Graefe, der die Worte Yorcks wie niedersausende Peitschenhiebe empfindet.

„Wie ich soeben erfahre", sagt Yorck, „sind russische Truppen unter dem Kommando des Marquis Paulucci vom Korps Wittgenstein in

Memel eingerückt. Hinter mir steht General von Diebitsch. Das bedeutet, daß wir in einem Sack sind."

Yorck macht eine lange Pause.

„Nun, Leutnant Graefe, Sie haben ja bewiesen, daß Sie es recht gut verstehen, mit Russen zu verhandeln; mir liegt diese Kunst fern. Sie haben mit einem Russen auf eigene Faust verhandelt. Ich möchte Ihnen eine Gelegenheit geben, eine Verhandlung in meinem Auftrage zu führen."

„Zu Befehl, Exzellenz!"

Höhnisch lächelnd sagt Yorck: „Sie werden dabei noch eine andere Gelegenheit haben — und zwar die, bei Ihren Freunden, den Russen, zu bleiben. Denn ... ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich das Kriegsgericht keineswegs suspendiert habe. Sie stehen zu meiner Disposition. Nach Erledigung der Aufträge werden Sie sich dem Kriegsgericht stellen."

„Melde gehorsamst, Exzellenz, ich bin kein Deserteur."

„Das werden wir sehen. Die Gelegenheit wird einzig sein. Was den Auftrag betrifft, so handelt es sich darum, bei dem russischen General mit dem italienischen Namen zu fragen, welche Absichten er hat, ob er feindlich gesinnt ist oder ob er die Ansichten des Generals Diebitsch teilt. Ich gebe Ihnen einen Paß."

„Zu Befehl, Exzellenz!"

Ein kurzer Wink — Graefe ist entlassen. Auf Befehl Yorcks wird ihm der Degen zurückgegeben.

Es ist ein sonderbares Gefühl für Graefe, das Portepee anzufassen und den Degen umzuschnallen. Er ist frei. Er kann der Sache Preußens wieder dienen. Frei? Frei bis zum Kriegsgericht, das ihn vielleicht verurteilen wird! Wenn er aber tatsächlich bei den Russen bleibt, dann winkt ihm Freiheit und ... Nadine! Nein. Dieser Gedanke darf nicht einmal aufkommen. Er wird seine Aufgabe erfüllen. Er wird sich dem Kriegsgericht stellen und sich dem Schicksal fügen. Es geht endgültig um die große Aufgabe — es geht um Preußen! Und das überstrahlt alles.

In Memel angekommen, findet Graefe die Stadt tatsächlich von Russen besetzt.

Graefe meldet sich im Hauptquartier des Marquis von Paulucci. Der russische General mit dem italienischen Namen ist ein Neapoli-

taner, der früher in sardinischen Diensten gestanden hat und dann zu den Russen übergegangen ist. Er empfängt den Abgesandten Yorcks in prunkvoller Uniform. Der Marquis, der mehr Lebemann als Soldat ist, krümmt sich vor Gicht.

„Sie sind mein Gefangener!" sagt er kurz, nachdem er einen flüchtigen Blick auf Graefes Paß geworfen hat.

„Unter keinen Umständen kann ich mich als Ihren Gefangenen betrachten, Exzellenz. Ich habe einen Paß von meinem General."

„Der Paß, der von einem feindlichen General ausgestellt ist, bedeutet für mich keine Legitimation."

Was Graefe nicht weiß, ist die Tatsache, daß der Marquis gerne selbst mit Yorck in Verbindung getreten wäre. Als er erfahren hat, daß Diebitsch ihm bereits zuvorgekommen ist, wurde er recht ungehalten.

Graefe zieht seine Uhr. „Die Zeit drängt, Exzellenz. Ich muß so schnell wie möglich meinen Auftrag erfüllen."

„Welchen Auftrag?" läßt sich der Marquis zu einer Frage herab.

„Seine Exzellenz General von Yorck läßt fragen, ob die Truppen Eurer Exzellenz friedliche Absichten hätten. General von Yorck steht nämlich mit dem russischen General von Diebitsch in Waffenstillstandsverhandlungen."

„Solche Verhandlungen könnte General von Yorck genau so mit mir führen", erwidert der Italiener gereizt. „Hat denn General von Diebitsch eine Vollmacht Seiner Majestät des Zaren, über den Waffenstillstand zu verhandeln?"

„Darüber bin ich nicht orientiert, Exzellenz. Ich erlaube mir nur, zu bemerken, daß General von Yorck mit einem feindlichen Offizier, der keine Vollmachten hat, wohl nicht verhandeln würde."

„Gehen Sie!" sagt Paulucci schroff und weist Graefe auf die Tür.

„Ich protestiere noch einmal gegen diese Behandlung."

Im Nebenzimmer trifft Graefe, der sich der Gewalt beugen muß, den Major von Seidlitz, den ersten Adjutanten Yorcks, der als Kurier aus Berlin zurückgekommen und von den Russen abgefangen ist.

Eine Minute später tritt Marquis Paulucci in scheinbar besserer Laune in das Zimmer ein.

„Meine Herren", sagt er ziemlich höflich, „ich will Sie beide freilassen unter der Bedingung, daß Sie Ihrem General folgendes mitteilen: Ich bin bereit, selbst mit General Yorck über einen eventuellen Waffenstillstand zu verhandeln. Wir können uns nach einem Punkt begeben, den er selbst wählen kann. Ich würde vorschlagen, etwa auf halbem Wege zwischen unseren beiden Truppenteilen. Also reiten Sie, meine Herren, und bestellen Sie dem General von Yorck meine Grüße."

Das ist ein ganz anderer Ton, denkt Graefe. Der italienische Marquis intrigiert offenbar gegen Diebitsch und möchte selbst die Lorbeeren pflücken. Nun, man wird sehen.

„Also zurück zu Yorck", sagt Seydlitz zu Graefe, während auf dem Hof bereits die Pferde gesattelt werden.

Zurück zu Yorck! Das bedeutet für Graefe den Weg in die Gefangenschaft, den schmachvollen Gang zum Kriegsgericht. Soll er nicht doch bei den Russen bleiben und auf russischer Seite für die gemeinsame Sache — die Befreiung Preußens kämpfen? General von Diebitsch würde sich sicher seiner annehmen und ihn zur russischen Armee abkommandieren. Was wäre dann? Dann ... winkt ihm das Glück mit Nadine. Aber nein — er wird seine Ehre als preußischer Offizier nicht beflecken, er muß, er wird sich nach Erledigung des Auftrages bei Yorck melden.

Zwei Stunden später sind Graefe und Seidlitz im Hauptquartier Yorcks bei Tauroggen. Zuerst muß Seidlitz, den Yorck seit Tagen erwartet, Meldung erstatten.

„Vergeblich habe ich in Seine Majestät gedrungen", rapportiert Seidlitz, „bestimmte Weisungen zu geben."

„Was hat der König gesagt?"

„Majestät haben wörtlich gesagt, General von Yorck soll nicht über die Schnur hauen."

„Weiß denn der König nichts von dem Zusammenbruch Napoleons?"

„Der König äußerte sich: Napoleon sei ein großes Genie und wisse auch in seiner jetzigen Lage einen Ausweg zu finden."

„Haben Sie auf eine bestimmte Antwort gedrängt, wie ich Sie instruiert habe?"

„Soweit dies möglich war, Exzellenz, habe ich es getan. Das einzige, was aus Seiner Majestät, wenn ich mich so ausdrücken darf, herauszuholen war, ist die Weisung, nach den Umständen zu handeln."

Nach den Umständen zu handeln! Das ist es eben. Die ganze Verantwortung für einen Schritt, der unermeßliche Folgen haben muß, ist damit auf seine Schultern gelegt. Und wenn es Napoleon tatsächlich gelingen sollte, einen Ausweg aus der scheinbar verzweifelten Situation zu finden, wie der König glaubt, dann ist Preußen nach dem eigenmächtigen Abschluß eines Waffenstillstandes verloren. Es ist jedenfalls ein Vabanquespiel, zu dem das Schicksal Yorck zwingt.

Nach Seidlitz meldet sich Graefe zur Berichterstattung.

Als Yorck Graefe sieht, lächelt er kaum merkbar: „Zurückgekommen? Sie sind also doch kein Deserteur."

„Das ist doch selbstverständlich, Exzellenz!" sagte Graefe und fühlt, daß sein Gesicht dunkelrot geworden ist.

„Sie glauben, daß Sie sich von dem Kriegsgericht befreit haben", fährt Yorck mit deutlichem Hohn fort. „Irrtum, mein Lieber! Sie haben Ihre Aufgabe zwar erfüllt, jedoch behalte ich mir meine Entscheidung vor. Nun — berichten Sie!"

Graefe berichtet sein Gespräch mit dem russisch-italienischen General, erzählt von dem frostigen Beginn der Unterredung und ihrem freundlichen Ausklang und skizziert die eifersüchtige Haltung Pauluccis gegen Diebitsch.

Yorck ist mit dem Bericht sehr zufrieden.

„Da Sie immerhin so geschickt im Verhandeln sind", sagt er, „was Sie bereits zweimal bewiesen haben, hätte ich noch einen Auftrag für Sie. Wie ist die Stimmung in unserem Offizierkorps?"

„Unsere Offiziere freuen sich, mit den Russen gemeinsame Sache zu machen. So war es bereits beim Anfang des Feldzuges."

„Nicht alle, soviel ich weiß. Da sind beispielsweise der Mannstein und der Batteriekommandant Graumann. Sie verstehen ja zu reden. Versuchen Sie diese Offiziere davon zu überzeugen, daß mich die Situation zum Handeln zwingt. Ich kann aber nicht handeln, wenn nicht meine sämtlichen Offiziere mich unterstützen", fügt der General erläuternd hinzu.

Graefe salutiert, er ist stolz, wieder einen Auftrag erhalten zu haben. Die Dinge stehen nicht schlecht für ihn, das hat er im Gefühl. Bei aller äußeren Strenge scheint ihm der General gewogen zu sein.

Die Batterie Graumann steht in Stellung auf der Straße nach Tilsit. Als Graefe bei der Batterie eintrifft, sitzen die Offiziere am Biwakfeuer und unterhalten sich lebhaft über die Lage.

„Lieber heute als morgen das französische Bündnis aufgeben", hörte Graefe einen jungen Fähnrich sagen.

„Meine Haare sind im treuen Dienste grau geworden", erwidert Hauptmann Graumann, „verlangt nicht von mir, ihr jungen Herren, daß meine Handlungsweise meiner Pflicht gegen den König widerspricht."

„Das ist ein sehr starrer Standpunkt, Herr Hauptmann", mischt sich Graefe in das Gespräch. „Die Stimme des Volkes ist wichtiger als die Pflicht vor dem König, wenn er sein Volk nicht mehr versteht."

„Es ist nicht unsere Sache, dem König Vorschriften zu machen", erwidert Graumann. „Sie sind wieder frei, Leutnant von Graefe — ich gratuliere Ihnen dazu! Das ist ein Zeichen, daß unser General mit den Russen schon weit gekommen sein muß. Was hat Yorck vor?"

„General von Yorck hat mit den Russen bereits verhandelt, ist aber noch zu keinem Abschluß gekommen."

Eine rauhe Stimme klingt hinter Graefe auf:

„Nun, dann bete ich zu Gott, mir die Gnade zu geben, einen ehrlichen Tod auf dem Schlachtfelde zu sterben."

Wer hat das gesagt? Es ist der Rittmeister von Mannstein, der tolle Mannstein genannt, ein Haudegen, der einen historischen Namen trägt; ihm steht die Treue zu seinem König über alles.

Graefe legt sich jetzt tüchtig ins Zeug.

„Meine Herren", sagt er, „verstehen Sie denn nicht, daß der Augenblick einzig ist? Napoleons Armee ist geschlagen. Der Mann, den die ganze Welt für unbesiegbar hielt, hat die größte Enttäuschung seiner Laufbahn erlebt. Die preußischen Truppen sind die einzigen, die ihm geblieben sind. Sollen wir Preußen immer noch fremden Interessen dienen? Napoleon wird neue Armeen ausheben und mit uns zusammen den siegreich marschierenden Russen Einhalt gebieten, dann aber wird Preußen für ewige Zeiten ein Vasall des französischen Kaiserreiches bleiben."

„Wenn der König von Preußen es für richtig hält, mit Napoleon gemeinsame Sache zu machen, so wird er seine Gründe haben. Er will die Dynastie retten", erwidert Mannstein.

„Die Dynastie retten! Der König kann sich irren, denn auch er ist nur ein Sterblicher. Wenn Napoleon siegreich bleibt, so kann er den berühmten Satz verkünden, mit dem er bereits so viel angestammte Dynastien von ihren Thronen verjagt hat: Das Haus Hohenzollern hat aufgehört zu regieren. Es ist ein erzwungenes Bündnis, das der König eingegangen ist."

„Wie dem auch sei", beharrt Mannstein, „der König hat einen Vertrag mit Napoleon unterschrieben, er ist unser Verbündeter."

„Ein Vertrag, der Preußen an den Boden kettet. Jetzt ist die Gelegenheit geboten, die Ketten zu zerbrechen und die Unabhängigkeit des Handelns zu gewinnen."

„Das wäre Rache!"

„Es wäre keine Rache, sondern Befreiung von einem unmenschlichen Vertrag, der Preußen aller seiner Lebensquellen beraubt hat. Ist nicht genug deutsches Blut für fremde Interessen geflossen? Bestehen nicht die Truppen Napoleons zum größten Teil aus Deutschen? Ist es nicht fürchterlich, daß Napoleon uns zwingt, gegen unsere deutschen Brüder zu kämpfen? Ein Bündnis mit Rußland ist die einzige Rettung."

„Wenn der König mir befiehlt", entgegnet Mannstein leise, „meine Frau und meine sieben Kinder niederzusäbeln, so tue ich es. Alles kann ich — ich habe weiß Gott meine Frau lieb — nur nicht desertieren!"

Graefe sieht ein, daß Graumann und Mannstein nicht zur Vernunft zu bringen sind.

„Mannstein und Graumann sind nicht zu belehren, Exzellenz", rapportiert Graefe. Er ist unglücklich, daß er diesmal keine bessere Botschaft bringen kann. Aber Yorck scheint ihm dies nicht zu verübeln.

„Dann will ich sehen, daß ich selbst mit den Herren Offizieren spreche", sagt er nachdenklich. Graefe atmet schon auf.

Der freudige Ausdruck in seinem Gesicht aber erstarrt, als Yorck ihm mit schneidender Kälte plötzlich sagt: „In Ihrer Lage hat sich zunächst noch nichts geändert, Herr Leutnant. Die Russen haben sich noch nicht gemeldet, und es ist möglich, daß wir gezwungen sein werden, zu

MacDonald zu marschieren. Ich behalte Sie zu meiner Disposition. Sollte Diebitsch dennoch einen preußischen Offizier zu mir schicken, wie ich ihn gebeten habe, könnten Sie zu späteren Verhandlungen mich begleiten. Das Kriegsgericht harrt Ihrer — wenn sich nichts ändert."

Nachdem Graefe abgetreten ist, überlegt sich Yorck noch einmal die verzweifelte Lage, in die er geraten ist. Wie kann er mit den Russen einen Waffenstillstand abschließen, wenn nicht einmal alle seine Offiziere ihn darin unterstützen! Außerdem hat Diebitsch immer noch nichts von sich hören lassen. Major von Schenk hat Yorck den Befehl MacDonalds überreicht, zu marschieren. Yorck hat den Entschluß hinausgezogen, solange es ging ...

Plötzlich vernimmt Yorck Gefechtslärm und Gewehrgeknatter in der Nähe des Hauptquartiers.

Ein Ordonnanzoffizier sprengt heran.

„Ein Gefecht mit den Russen, Exzellenz."

Yorck ist wie erstarrt. Haben die Russen dennoch angegriffen? Sind es Truppen des Generals Diebitsch? Oder ist es vielleicht Paulucci?

„Wer hat angegriffen?" fragt Yorck und fürchtet sich vor der Antwort, die alle seine Pläne durchqueren kann.

„Rittmeister von Mannstein griff die Russen, die das Dorf Piktupönen besetzt halten, an."

Wie ein Stein fällt es Yorck vom Herzen. Also doch Mannstein. Wie wird aber Diebitsch darauf reagieren? Der Ordonnanzoffizier meldet weiter:

„Rittmeister von Mannstein zersprengte mit seiner Schwadron ein russisches Jägerkarree. Der Ansturm war so gewaltig, daß die russischen Jäger buchstäblich zertrampelt wurden."

„Mannstein ...?"

„... ist gefallen, Exzellenz. Man hat die Leiche auf den Kirchhof des Dorfes geschafft."

Mannstein gefallen! Er starb den ehrlichen Tod eines preußischen Offiziers!

Wird jetzt MacDonald glauben, daß die preußischen Truppen den Franzosen bündnistreu sind? Die Nachricht von diesem Gefecht wird

MacDonald beruhigen, und er wird weiter auf Yorcks Eintreffen in Tilsit warten.

Warum ist bloß Major von Schenk mit dem Befehl an Yorck, nach Tilsit zu marschieren, durchgekommen! Wäre Yorck immer noch ohne Nachrichten von MacDonald, so hätte er die gute Ausrede seiner verzweifelten Lage und des Fehlens jeder Nachricht von MacDonald. Dann könnte er auf eigene Faust handeln, um das preußische Korps zu erhalten. Und jetzt! Jetzt macht er sich der Insubordination vor MacDonald schuldig.

Immer schwerer wiegt die Last der Verantwortung auf den Schultern des preußischen Generals, der in seinen Händen ein unbekanntes Schicksal, das Schicksal seines Volkes und seines Vaterlandes hält.

XVII

Die Spannung im russischen Hauptquartier ist kaum noch zu ertragen. General Diebitsch, sonst stets ruhig und überlegen, kann seine Unruhe kaum verbergen. Was will Yorck? Wenn er sich doch noch mit MacDonald vereinigt und die Russen angreift? Nein, daran will Diebitsch nicht glauben. Wenn aber Yorck dazu gezwungen sein sollte? Napoleon, aus Rußland geflohen, kann — seinem organisatorischen Genie ist es zuzutrauen, das weiß Diebitsch — eine neue Armee aus dem Boden stampfen und sich den Russen entgegenstellen. Die Folgen wären unabsehbar.

Beim Morgengrauen wird von Kosaken ein Bote abgefangen, der mit einer Stafette von MacDonald nach Wilna unterwegs war, wo immer noch Napoleons Minister Maret, der Herzog von Bassano, Gouverneur ist.

Diebitsch liest den Brief und läßt sofort Clausewitz zu sich kommen.

„Es ist die Rettung, Clausewitz", Diebitsch ist außer sich vor Freude, „lesen Sie!"

Clausewitz liest: „Endlich ist hier die Bombe mit dem General Yorck geplatzt. Ich habe geglaubt, daß ich unter den jetzigen Umständen solchen Gerüchten, wie sie die Herren vom preußischen Generalstab in Umlauf bringen, statt sie zu unterdrücken, mehr Festigkeit entgegensetzen sollte. Das preußische Korps ist gut, aber man verdirbt es. Der Geist ist wunderbar verändert. Aber einige Gnadenbezeigungen, einige Belohnungen, und ich werde die Sache leicht wieder ins Geleise bringen, vorausgesetzt, daß die Offiziere, welche ich bezeichne, schleunigst aus dem Kommando entfernt werden. Man wird das nicht bedauern, denn zwei Drittel der Armee verabscheuen sie. Im Namen Gottes, mein lieber Herzog, schreiben Sie mir ein Wort, damit ich weiß, welche Vorkehrungen ich treffen soll."

„Es ist tatsächlich die Rettung, Exzellenz", sagt Clausewitz. „MacDonald will Yorck absetzen — das geht aus dem Brief klar hervor. Die Folge würde eine vollständige Niederwerfung Preußens sein."

„Reiten Sie sofort zu Yorck, Clausewitz, er möchte ja mit einem Landsmann verhandeln, zeigen Sie ihm den Brief!" — —

Als Clausewitz bei Yorck eintrifft, sitzt der preußische General allein im finsteren Raum eines Bauernhauses.

„Exzellenz wollten einen preußischen Offizier sprechen. General von Diebitsch hat mich mit Vollmachten zu Eurer Exzellenz geschickt."

Yorck ist abweisend und schroff.

„Bleibt mir vom Leibe. Ich will nichts mehr mit euch zu tun haben. Ich habe den Befehl erhalten, zu Marschall MacDonald zu marschieren. Ich muß marschieren, ich muß dem Befehl folgen. Ich verbiete mir jetzt alle weiteren Unterhandlungen, die meinen Kopf kosten würden."

„Ich darf Eurer Exzellenz nichts darauf erwidern. Ich bitte nur, Licht bringen zu lassen, weil ich einen wichtigen Brief vorlegen möchte."

„Briefe des Generals Diebitsch interessieren mich nicht."

„Es ist kein Brief des Generals von Diebitsch, sondern ein abgefangener Brief des Marschalls MacDonald an den Herzog von Bassano in Wilna."

Yorck macht eine Bewegung und geht auf Clausewitz zu. Clausewitz fühlt wieder Boden unter den Füßen und fügt rasch hinzu:

„Exzellenz werden mich doch nicht in die Verlegenheit versetzen wollen, abzureisen, ohne meinen Auftrag ausgerichtet zu haben?"

Yorck befiehlt, Licht zu bringen. Beim Schein einer blakenden Petroleumlampe liest er den Brief MacDonalds. „Offiziere, die schleunigst aus dem Kommando entfernt werden sollen!" Damit kann nur er gemeint sein. „Zwei Drittel der Armee verabscheuen sie!" Das sind die Franzosen, die die Preußen hassen. Yorck droht Entlassung, womöglich mit Schimpf und Schande! Dann werden Franzosen das preußische Korps befehligen, und die Sache Preußens ist verloren! Jetzt oder nie muß der furchtbare Konflikt, den Yorck sorgfältig vor der ganzen Umgebung verborgen hielt, gelöst werden. „Die Bombe

ist geplatzt", schreibt MacDonald. Nun, sie wird jetzt tatsächlich platzen!

„Clausewitz, Sie sind ein Preuße", sagt Yorck, wobei Clausewitz einen Unterton von Wärme spürt. „Können Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß ... der Brief von MacDonald echt ist, und daß es sich nicht um ein taktisches Manöver handelt, bei dem jedes Mittel und jede Kriegslist gut sind?"

„Ich verbürge mich Eurer Exzellenz für die Echtheit des Briefes."

Einige Minuten Schweigen, dann reicht Yorck Clausewitz die Hand, drückt sie fest und sagt:

„Ihr habt mich. Sagt dem General Diebitsch, daß wir uns morgen früh auf der Mühle von Poscherun sprechen wollen, und daß ich fest entschlossen bin, mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen."

„Ich schlage vor, morgen um acht Uhr, Exzellenz."

„Ich bin einverstanden."

Yorck läßt einige Offiziere seines Stabes eintreten.

„Was werden die Mannschaften sagen, wenn wir uns von den Franzosen endgültig trennen?"

Ein begeistertes, nicht endenwollendes Hurra ist die Antwort. Der Jubel ist so groß, daß die Offiziere, wenn sie nicht so viel Respekt vor ihrem strengen General hätten, ihn umarmen würden.

„Ihr habt gut jubeln", sagt Yorck ernst. „Ihr seid junge Leute. Mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern. Laßt sämtliche Offiziere und Unteroffiziere antreten."

Auf dem Hof vor dem Bauernhause sind sämtliche Offiziere und Unteroffiziere angetreten. Yorck erscheint in der Tür. Auf seinem Gesicht kann man den Ernst der Stunde ablesen. Mit fester Stimme beginnt der General:

„Meine Herren, das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet — darüber kann kein Zweifel mehr bestehen. Der Zeitpunkt ist gekommen, in dem Preußen seine Selbständigkeit wiedergewinnen kann, wenn wir uns jetzt mit dem russischen Heere vereinigen. Wer so denkt wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit Preußens hinzugeben, der schließe sich mir an. Wer dies nicht will, kann zurückbleiben. Ich werde auch denjenigen stets achten und ehren,

der nicht meine Meinung teilt und zurückbleibt. Geht unser Vorhaben gut aus, so wird der König mir meinen Schritt vielleicht vergeben. Geht es schlecht aus, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und meiner Kinder anzunehmen."

„Es lebe Preußen, es lebe General Yorck!"

Kein einziger ist es, der sich ausschließt, Yorck salutiert und verschwindet im Haus ...

Man schreibt den 30. Dezember. General von Diebitsch in Begleitung von Clausewitz und Demidow ist pünktlich um acht Uhr in der Poscheruner Mühle. Yorck ist noch nicht da. Eine bange Stunde verstreicht. Hat sich in letzter Minute alles zerschlagen? fragt sich Diebitsch im stillen.

„Ich war dabei", sagt Clausewitz, als ob er die Gedanken des Generals erraten hätte, „als General Yorck seine Rede an die Offiziere hielt. Er kommt bestimmt."

Noch eine Viertelstunde ... Endlich hört man Pferdegetrappel. Es ist Yorck mit seiner Begleitung.

Yorck begrüßt Diebitsch freundlich, und die beiden Generale verschwinden mit Clausewitz in einem kleinen Raum, in dem zwischen Mehlsäcken und Fässern ein wackeliger Tisch steht.

Demidow wartet auf den Ausgang der Verhandlungen im Lagerraum. Ein preußischer Offizier aus der Suite Yorcks stellt sich ihm vor — Premierleutnant von Graefe.

„Von Graefe? Der Name kommt mir so bekannt vor", erwidert Demidow, nachdem er seinen Namen genannt hat. „Ein Offizier Ihres Namens war vor kurzem auf dem Gut Spaskoje."

„Das war ich."

„Was für ein Zufall! Jedenfalls freut es mich, Sie kennenzulernen. Meine Braut Nadine hat von Ihnen viel erzählt."

„Fräulein Nadine, Ihre Braut?"

Nur Ruhe bewahren! Graefe fühlt, daß er rot geworden ist. Nadine hat ihm nie gesagt, daß sie verlobt sei, und der Schlag ist so stark und vor allem so unerwartet, daß Graefe vollständig betäubt ist. Demidow sieht ihn erstaunt an. Es ist, als ob plötzlich eine Wand aus Eis sich

zwischen den Offizieren erhoben hat. Graefe ist dennoch krampfhaft bemüht, das Gespräch irgendwie in Gang zu halten.

Er erkundigt sich nach dem Befinden des Fräuleins Nadine.

„Es geht ihr ganz gut. Sie hat sich mit einer jungen Dame befreundet, die ich nach Spaskoje begleitet habe. Sie werden staunen, denn Sie kennen die Dame, wie mir gesagt wurde: es ist Fräulein Henriette Waltz."

Demidows Herz schlägt so stark, daß er es hören kann, als er den Namen Henriettes nennt.

„Ich komme aus dem Staunen nicht heraus", erwidert Graefe, der sich einigermaßen zusammennimmt. „Meine Kusine Henriette habe ich in Moskau vergeblich gesucht, ohne ihre Spur entdecken zu können. Jetzt muß ich erfahren, daß sie weit von Moskau auf einem Gut lebt."

„Fräulein Henriette hat Schweres durchgemacht", berichtet Demidow. „Ihr Vater ist gestorben. Graf Scheremetiew verfolgte sie mit Liebesanträgen. Sie war gezwungen, von dem Gute zu fliehen. Ich traf sie in Moskau, wo sie obdachlos umherirrte. Es war meine Pflicht, mich der Schutzlosen anzunehmen. Mir steht noch ein Duell mit Graf Scheremetiew bevor, den ich zur Rechenschaft gezogen habe."

„Ein Duell, wegen meiner Kusine Henriette?" ...

„Als Kavalier konnte ich nicht anders handeln."

Damit ist das Gespräch zu Ende. Weder der eine noch der andere verspüren Lust, weitere Fragen zu stellen.

Inzwischen wird im kleinen Zimmer über den Abschluß eines Vertrages heftig debattiert. Diebitsch möchte Yorck bewegen, sofort mit den russischen Kräften vereint MacDonald anzugreifen. Yorck jedoch besteht auf einer vollen Neutralität seines Korps. Er will seine Leute freihalten für die Befehle des Königs von Preußen — auch wenn er fest überzeugt ist, daß der König dem Gebot der Stunde folgen wird. Ohne des Königs Befehl anzugreifen — nein, das wird Yorck nie tun.

Endlich ist ein Text vereinbart, den Clausewitz laut vorliest:

„Das preußische Korps besetzt den preußischen Landstrich, der zwischen Memel, Tilsit und dem Haff liegt, und dieser Landstrich wird während der preußischen Besetzung als neutral betrachtet, mit der Einschränkung, daß den russischen Truppen der Durchmarsch

auf der von Kurland nach Königsberg führenden Straße gestattet ist. Das preußische Korps bleibt neutral und wartet die Befehle des Königs von Preußen ab. Es verpflichtet sich jedoch, wenn der König die Rückkehr zur französischen Armee befehlen sollte, bis zum 1. März nicht gegen Rußland zu dienen. Wird die Konvention vom Zaren oder vom König von Preußen verworfen, so wird das Korps ungehindert auf dem nächsten Wege an den Ort marschieren, den der König bestimmt. Allen Zufuhren, Verstärkungen, die sich zu diesem Korps begeben wollen, wird von den Russen freier Durchmarsch gestattet. Es soll dem preußischen Korps freistehen, seine Verpflegungen mit der Provinzialregierung Ostpreußen, selbst wenn dieses von der russischen Regierung besetzt werden sollte, zu regulieren."

„Sie haben doch das letzte Wort behalten, Exzellenz", meint Diebitsch freundlich lächelnd, indem er den Vertrag unterschreibt.

„Exzellenz werden mir nicht übelnehmen, wenn ich als Preuße in erster Linie die Interessen meines Vaterlandes und meines Königs im Auge behalte."

„Das sehe ich vollkommen ein, Exzellenz, und weiß es als Soldat zu schätzen."

Ein kräftiger Handschlag besiegelt den Abschluß des Abkommens, um das von zwei Männern so lange gerungen worden ist. — —

Demidow, der indessen in düstere Gedanken versunken im halbdunklen Raum sitzt, ohne mit Graefe weiter zu sprechen, hört draußen eine Stimme, die er seit seiner Kindheit kennt.

„Aber wenn ich dir sage, daß ich meinen Barin unbedingt sprechen muß."

„Und ich sage dir, du alter Teufel, daß es Fremden streng verboten ist, die Mühle zu betreten", ertönt die Stimme des Wachtpostens.

„Ich bin kein Fremder, ich gehöre zu meinem Barin."

Kein Zweifel, das ist die brummige Stimme Onkelchens, den der Wachtposten, der vor der Mühle steht, nicht durchlassen will. Wie kommt Onkelchen nach Tauroggen, fragt sich Demidow, geht hinaus und sieht tatsächlich, wie sich sein alter Diener beinahe mit Gewalt den Weg in die Mühle bahnen will.

„Barin!" Der Alte stürzt Demidow entgegen. „Endlich habe ich Sie gefunden. Ich bin schon seit unzähligen Tagen unterwegs ... Von einer Ortschaft zur anderen. Immer auf Ihren Spuren."

„Was ist denn geschehen", fragt Demidow, „daß du mir nachreist?"

„Einen Brief soll ich bestellen, Barin, einen dringenden Brief von Nadeschda Petrowna."

Demidow zittern unwillkürlich die Hände, während er den Briefumschlag zerreißt. Was mag geschehen sein? Sicher ist Nadine dahintergekommen, daß er Henriette liebt, macht ihm die heftigsten Vorwürfe ... oder es ist etwas noch Schlimmeres passiert ...

Die Schrift verschwimmt vor Demidows Augen, als er die ersten Zeilen liest, dann fühlt er plötzlich, daß seine Brust im nächsten Augenblick zerspringen wird — vor Freude! ...

Nadine schreibt: „Mein lieber Alexej, Du wirst staunen, wenn Du erfährst, daß ich alles weiß. Du brauchst aber keine Angst zu haben, wenn du diese Worte liest. Manchmal verstehen sich Frauen untereinander besser, als ihr Männer es ahnen könnt. Henriette hat mir alles gesagt, sie hielt es für ihre Pflicht, mich nicht in Ungewißheit zu halten über ihre Gefühle zu Dir und, wie ich jetzt weiß, über Deine große Liebe zu ihr. Henriette war fest entschlossen, Dich nie wieder zu sehen. Sie wollte aber nicht, daß zwischen uns eine Lüge bleibe, deshalb hat sie mir gebeichtet! Jetzt mußt Du noch einmal staunen, indem Du hörst, daß Henriettes Beichte mir sehr gelegen kam; denn — jetzt wirst Du es mir nicht übelnehmen — auch ich habe eingesehen, daß unsere Liebe doch nur eine Jugendtorheit war, die unsere Eltern benutzt haben, um daraus eine sogenannte konventionelle Ehe zu schließen. Mein Herz gehört dem preußischen Offizier, der bei uns auf kurze Zeit auf dienstlichem Besuch war. Ich muß nach diesem Erlebnis an die berühmte Liebe auf den ersten Blick, über die ich stets gelächelt habe, glauben. Wie dem auch sei: Du bist in Deinen Entschlüssen frei, und ich kann nicht daran zweifeln, daß Du mich auch freigibst. Henriette, die ich als reizenden und herrlichen Menschen liebgewonnen habe, wartet auf Dich in Spaskoje. Solltest Du Leutnant von Graefe treffen, dann verständige ihn über meinen Brief."

Demidow stürzt in die Mühle zurück. Graefe sitzt immer noch im finsteren Raum und starrt ins Leere.

„Herr Leutnant", Demidow redet wie im Fieber, „etwas Unglaubliches ist geschehen ... Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll ... Ich finde keine Worte ... Ein Wunder ... ein Traum wird Wirklichkeit ..."

Hat er den Verstand verloren, denkt Graefe.

„Ein Brief von Nadine ...", fährt inzwischen Demidow fieberhaft fort. „Sie ist ... also kurz und gut ... Nadine schreibt mir ... Nadine liebt Sie ... mich gibt sie frei ... und ich, ich liebe Henriette — o Gott, wie bin ich glücklich."

In seiner überschwenglichen Freude umarmt Demidow den preußischen Offizier so stürmisch, daß Graefe beinahe der Atem ausgeht. Er ist sich der wie durch einen Zauberstab erfolgten Wandlung der Dinge noch nicht voll bewußt. Wie ein Stich ins Herz flammt ihm der Gedanke an das Kriegsgericht auf, das ihm womöglich doch noch bevorsteht. Auch vor Demidow legt sich ein dunkler Schatten über den Weg — das unselige Duell mit Scheremetiew, aber in diesem Augenblick denkt er nicht daran.

Yorck und Diebitsch, die nach Abschluß des Vertrages das kleine Zimmer verlassen, sind nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß der preußische und der russische Offizier sich in den Armen liegen.

„Die Herren Offiziere haben bereits Brüderschaft geschlossen, Exzellenz", sagt Diebitsch, dessen sonst strenges Gesicht buchstäblich vor Freude strahlt.

„Leutnant Graefe", hört Graefe wie geistesabwesend die Stimme Yorcks, die diesmal ungewohnt freundlich klingt, „hören Sie. Meine Konvention mit den Russen ist perfekt geworden. Angesichts dieser, wie ich hoffe, für Preußen glücklichen Lösung will ich ausnahmsweise Gnade für Recht walten lassen und Ihnen, zumal Sie Ihren Schritt durch Prüfungen aller Art gesühnt haben, das Kriegsgericht ersparen." Das Kriegsgericht, das vielleicht Yorck selbst jetzt droht.

„Danke gehorsamst, Exzellenz", ist die schlichte Antwort Graefes. „Darf ich Eure Exzellenz noch um eine Gnade bitten? Würden Exzellenz mir einen kurzen Urlaub gestatten?"

„Zu welchem Zweck?"

„Zum Zwecke der Verlobung", erwidert Graefe etwas verlegen.

Jetzt muß sogar Yorck lächeln. „Liebe scheint auch im Kriege zu blühen", sagt scherzhaft Diebitsch, vor dem jetzt Demidow strammsteht.

„Darf ich mich dem Urlaubsgesuch des Leutnants von Graefe anschließen?" fragt Demidow.

„Was, Sie auch?"

„Jawohl, Exzellenz. Wir beide haben vor, uns auf dem Gute Spaskoje zu verloben, wo zwei junge Mädchen auf uns warten", erläutert Demidow.

„Genehmigt", sagt Yorck, nachdem er einen verständnisvollen Blick mit Diebitsch gewechselt hat. „Aber sofort zur Armee zurückkehren, der Feldzug geht weiter."

„Eigentlich fängt er erst an!" wirft Diebitsch dazwischen. —

Eine halbe Stunde später sind Demidow mit Onkelchen und Graefe bereits unterwegs nach Spaskoje.

Alle außer Yorck haben die Mühle verlassen. Yorck ist im ungemütlichen großen Vorraum allein geblieben. Jetzt ist es an der Zeit, Rechenschaft abzulegen vor MacDonald und vor dem König. Denn mit seinem Gewissen ist Yorck schon längst im reinen.

Er wird dem französischen Marschall kurz und, insofern es noch möglich ist, in einem dienstlichen Ton schreiben. Er wird ihm rapportieren, daß es ihm nicht möglich war, den mühseligen Marsch weiter fortzusetzen, ohne auf den Flanken und dem Rücken von den Russen stark bedroht zu sein ... Dieser Umstand mußte die Vereinigung mit MacDonald verzögern, und da er zwischen der Wahl stand, entweder den größten Teil seiner Truppe im Kampf mit einem weit überlegenen Gegner zu verlieren, oder alles zu retten, hat er es für seine Pflicht gehalten, eine Konvention zu schließen, nach der eine Sammlung der preußischen Truppen in der Heimat stattfinden kann. Die preußischen Truppen werden neutral bleiben und sich gegen keinen Teil Feindseligkeiten erlauben. Verhandlungen zwischen den kriegführenden Mächten sollen dann über das weitere Schicksal des preußischen Korps entscheiden ...

Das genügt ... für MacDonald.

Seinem König aber wird Yorck das Herz ausschütten. Gewiß, er hat einen verhängnisvollen Schritt ohne den königlichen Befehl getan. Die Nachwelt wird jedoch — das fühlt Yorck — seinen Schritt gutheißen. Auch wenn der König es für richtig halten sollte, ihn zu verurteilen. Er wird dem König schreiben, daß es jetzt dem Herrscher Preußens vorbehalten ist, der Beschützer seines Volkes und aller deutschen Stämme zu werden; denn die Vorsehung leitet das große Werk ... In dem Entschluß des Königs, wird er sagen, liegt das Schicksal Europas, denn einem entscheidenden Schritt Preußens werden alle Stämme Deutschlands folgen.

Yorck weiß, daß seine Gedanken die Gedanken der ganzen deutschen Nation sind. Und wenn der König ihn dennoch verurteilen sollte? Nun — dann wird er auf dem Sandhaufen genau so ruhig sterben wie auf dem Schlachtfelde, auf dem er grau geworden ist ...

Was auch geschehen möge — Yorck wird stets als treuer Diener seines Königs und des Vaterlandes sein Leben lassen ...

Aber nein, das kann nicht sein — der König wird ihn nicht verurteilen... Mit blutendem Herzen hat Yorck die Bande des Gehorsams zerrissen, weil er sich überzeugt hat, daß die Armee und das Volk den Krieg gegen Frankreich wollen. Ja auch der König will ihn — nur ist der König nicht frei in seinem Willen. Also muß die Armee ihm den Willen freimachen. Nun, Yorck wird auf eigene Faust den Krieg führen. Bald wird er mit fünfzigtausend Mann vor Berlin stehen und seinem König mutig die Wahrheit sagen. Er wird handeln als echter Soldat und als wahrer Preuße.

XVIII

Demidow und Graefe reiten durch eine winterliche Landschaft, die blühende Felder und üppige Wiesen in ein weißschimmerndes und in der klaren Sonne — die ganz unerwartet aus einem nahezu frühlingsblauen Himmel strahlt — glitzerndes Zauberreich verwandelt hat. Onkelchen, der unverbesserliche Brummbär — auch jetzt brummt er über die nach seiner Meinung übereilte Reise — trottelt hinterher.

„Wie seltsam das Leben mit Menschenschicksalen spielt", sagt Demidow, der sich jetzt seinem Drang zum Philosophieren ungehindert hingeben kann. „Wir Menschen sind Marionetten in der Hand einer geheimnisvollen und unergründlichen Macht, die manche Schicksal und andere Gott nennen."

„Seltsam genug ist es", bestätigt Graefe. „Noch vor kurzem haben wir uns nicht gekannt, und das Sonderbarste dabei ist, daß wir eigentlich Nebenbuhler waren."

„Sonderbare Duplizität der Fälle. Sie suchten Ihre Jugendgeliebte und fanden die richtige. Ich war unterwegs zu meiner Braut und entdeckte die Auserwählte meines Herzens in der Person Ihrer Jugendgeliebten."

„Dabei konnten wir beide uns bald überzeugen, daß die sogenannte Jugendliebe sich wie Seifenblasen auflöste."

„Ich kann mein Glück immer noch nicht fassen", schwärmt Demidow. „Manchmal kommt es mir vor, als ob ich träumte."

„Nein, diesmal ist es, Gottlob, Wirklichkeit. Und wir sind tatsächlich unterwegs zu unseren Bräuten."

„Die nicht einmal wissen, daß sie unsere Bräute sind."

Beide lachen. So geht es im angeregten Gespräch ohne Ruhe und Rast weiter. Aus fremden, ja vor kurzem noch feindlichen Offizieren sind Kameraden geworden, die bald Freunde sein werden.

Erst in Riga wird längere Rast gemacht — der Pferde wegen und auf dringendes Flehen Onkelchens; denn den beiden jungen Leuten

ist keine Strapaze beschwerlich genug, um ihren Ritt zum heißersehnten Ziel nicht zu unterbrechen.

Graefe ist zum ersten Male in Riga.

„Eigentlich ist Riga eine echt deutsche Stadt", stellt Graefe erstaunt fest.

„Es ist ja eine alte Hansestadt", erläutert Demidow. „Und noch heute in der Hauptsache von Deutschen bewohnt. Hier berühren sich Ost und West. Für Rußland ist Riga ein Tor nach dem Westen. Deutsche Gemütlichkeit versteht es hier sehr gut, sich mit russischer Maßlosigkeit zu vertragen. Man kann hier eine im deutschen Sinne kultivierte Geselligkeit pflegen, die ich sehr hoch schätze, aber zugleich Kaviar in unvorstellbaren Mengen, Sekt und Wodka genießen, wie es die russischen Offiziere gern tun."

„Kaviar! Sekt!" Graefe faßt sich an den Kopf. „Demidow! Wissen Sie, daß wir heute eigentlich Silvester haben?"

„Silvester? Wieso? Wir schreiben ja erst den 18. Dezember."

„Sie haben vergessen, daß Rußland in diesem Falle dem Westen etwas nachhinkt."

„Ach, richtig! Der europäische Kalender ist dem russischen um dreizehn Tage voraus. Deshalb ist auch der Vertrag von Tauroggen mit dem 30. Dezember datiert worden. Also können wir eine nette Silvesterfeier veranstalten!"

„Im Ratskeller!" schlägt Graefe vor. „Als wir eben über den Marktplatz geritten sind, habe ich einen Keller gesehen, der genau so gut in Leipzig oder Weimar sein könnte."

Im Ratskeller sitzen bald darauf die beiden Offiziere an einem Tisch und genießen die Freuden, die eine ausgesuchte russische Küche dem verwöhntesten Gaumen zu bieten versteht. Sektflaschen reihen sich bald aneinander.

„Auf unsere lieben Mädchen", sagt Demidow mit bereits etwas weinschwerer Zunge.

„Auf unser Glück!" hebt Graefe das schäumende Sektglas.

„Auf die Waffenbrüderschaft zwischen Rußland und Preußen!"

„Prosit! Es war seit jeher mein Wunsch, eine Verständigung mit Rußland zustande zu bringen."

„Auf du und du!"

Die Turmuhr schlägt zwölf ... Die Besucher im Lokal umarmen einander, stimmen Lieder an. Ein Kosak beginnt einen feurigen Tanz — in Riga wird Silvester nach deutschem Kalender gefeiert.

„Also prosit Neujahr! Demidow, du bist ein lieber Kerl."

„Prosit Neujahr, Graefe ...!" —

* * *

Während die beiden Offiziere ihrem Glück entgegeneilen, sitzt am ersten Januartage des Jahres 1813 im fernen Petersburg Zar Alexander mit dem Freiherrn vom Stein in seinem Arbeitszimmer im Winterpalais. Der Zar hat soeben von einem Kurier die Nachricht von dem glücklichen Abschluß des Vertrages von Tauroggen erhalten.

„Soweit wäre alles gut, mein lieber Stein", beginnt der Zar. „Nun fürchte ich aber, daß Marquis Paulucci, der, wie ich ihn kenne, auf Diebitsch neidisch sein wird, in Memel sich wie ein Eroberer benehmen könnte. Von Paulucci ist es zu erwarten, daß er das besetzte Gebiet als erobertes Land behandeln wird."

„Wenn ich einen Vorschlag machen dürfte, Majestät", erwidert Stein. Der Freiherr ist sehr aufgeregt. Wie ein Sturzbach sprudeln die Worte aus Steins Munde, der gegenüber der mächtigen Nase und der gewaltigen Stirn außerordentlich klein erscheint. „Könnte ich nicht nach Preußen abreisen und dort nach dem rechten sehen?"

„Sie sind Gedankenleser, Stein. Soeben wollte ich Ihnen diesen Auftrag geben."

Stein verneigt sich. „Die große Sache verlangt meine Abreise, Majestät. Jedoch werde ich mit Bedauern das gastfreundliche Petersburg verlassen und bis ans Ende meiner Tage eine dankbare Erinnerung behalten an die wohlwollende Aufnahme bei Eurer Majestät und an die Zeichen von Güte und Freundschaft, die man mir allerorts während des Aufenthalts gegeben hat."

„Ich muß Ihnen dankbar sein, mein lieber Baron."

„Eure Majestät und die ganze kaiserliche Familie sind außerordentlich gütig gegen mich. Ich werde Eurer Majestät durch Gefühle tiefster Ehrerbietung stets verbunden bleiben."

„Sie haben Ihrerseits, mein lieber Stein, die Bewunderung aller Menschen erworben, die freisinniger und edler Gefühle fähig sind. Die Weisheit Ihrer Ratschläge und Ihre Beharrlichkeit während der ganzen Gefahr, die meinem weiten Reich drohte, hat ihre Früchte getragen ... Aber wir sprechen so, als ob wir uns zum letztenmal sehen und als ob wir zum letzten Male Abschied nehmen, dabei haben wir noch gemeinsam große Aufgaben zu lösen. Ich will Preußen in seiner alten Größe wiederherstellen — denn ohne Preußen gibt es kein europäisches Gleichgewicht. Zunächst übertrage ich Ihnen die Verwaltung der befreiten preußischen Provinzen."

Ein Schatten huscht über das Gesicht des Freiherrn vom Stein. „Leider ist die Haltung des Königs von Preußen immer noch unentschieden."

„Um so dringender ist Ihre Aufgabe, Maßregeln der Aufsicht zu ergreifen und die Hilfsquellen des Landes zugunsten der gemeinsamen guten Sache zu erschließen."

„Es wäre zu befürchten, daß der König von Preußen Yorck suspendieren oder gar vor ein Kriegsgericht stellen wird, da der König unter dem Druck der französischen Besatzung in Berlin in seinen Entschlüssen unfrei ist."

„Sie werden Ihren Einfluß geltend machen, um Yorck zu schützen. Yorck soll am besten in Ostpreußen bleiben. Zugleich bitte ich Sie, die nötigen Lieferungen von Lebensmitteln für meine vorrückende Armee zu bestellen."

„Wollen sich Majestät nicht inzwischen mit dem König von Preußen in Verbindung setzen?"

„Ich werde sofort einen vertrauenswürdigen Mann in geheimem Auftrag nach Preußen schicken. Ich denke an Oberst von Boyen, der aus Kutusows Hauptquartier zurückgekehrt ist. Boyen wird ein Schreiben an den König mitnehmen. Natürlich wird alles streng geheimgehalten."

„Das ist sehr richtig, Majestät. Der König kann nur im geheimen verhandeln, denn er muß vor den Franzosen das Gesicht wahren."

„Was Ihre Sendung betrifft, Stein, so wird sie erst dann zu Ende sein, wenn ich ein endgültiges Abkommen mit dem König getroffen habe. Zweifeln Sie noch daran, daß es mir gelingen wird?"

„Ich hoffe es, Majestät, und glaube daran. Ich werde die Verwaltung in Ostpreußen, mit der Erlaubnis Eurer Majestät, nicht nur als Bevollmächtigter Rußlands, sondern zugleich als treuer Untertan meines Königs übernehmen."

„Sie handeln damit durchaus in meinem Sinne. Jeder soll in Preußen sehen, wie ehrlich ich es mit Preußen meine."

Der Zar verabschiedet sich herzlich von Stein, der noch am selben Tage abreist. Einige Tage später begibt sich der Zar zu seiner Armee, die sich der preußischen Grenze nähert.

XVIII

Henriette sitzt im kleinen, mit kostbaren Gobelins und Schäferszenen von Watteau geschmückten Rokokosalon des Schlosses von Spaskoje am Klavezin. Ihre Hände gleiten beseelt über die Tasten. Ihr Blick ist verträumt auf ein Bild gerichtet, das eine zarte Liebesszene darstellt. Sie ist in ihr Spiel so vertieft, daß sie nicht merkt, wie die Tür aufgeht, wie sich jemand ihr nähert und sie an den Schultern faßt.

Ein Schrei des Staunens, des Entzückens und der unsagbaren Seligkeit! Demidow ist es, ihr teurer Alexej, den sie nie und nimmer in ihrer Nähe wähnen konnte! Alexej kniet vor ihr, umfaßt sie, ruft ihr Worte der Liebe und der namenlosen Freude zu ...

Sind es noch Worte? Es ist ein leidenschaftliches Gestammel, sinnlos für jeden Unbeteiligten und voll von tiefster Bedeutung für die Liebenden.

„Geliebter, Einziger. Ist es wahr, daß du da bist? Wie kommst du hierher?"

„Endlich bin ich bei dir!"

Nach so vielen Kämpfen, Hindernissen und Hemmungen machen sich die unterdrückten Gefühle Luft und toben sich ungehemmt aus.

„Diesmal für immer!" stammelt Henriette. „Gott, wie lange warst du fort?!"

„Ich weiß nicht mehr! War es eine Woche, war es ein Jahr, war es eine Ewigkeit?"

„Auch in der Ferne war ich stets bei dir!"

Henriette und Alexej setzen sich aufs Sofa.

„Weißt du noch, wie du krank lagst? Und wie ich dich pflegte?"

„Meine Lage war damals so verzweifelt, daß ich nicht im entferntesten hoffen durfte, dich jemals zu besitzen."

„Und dennoch war es uns beschieden, einander zu gehören. Jetzt bist du ganz mein!"

„Wir wollen sofort Verlobung feiern." Es fällt Demidow schwer, die nüchterne Wahrheit zu sagen. „Denn ... ich habe nur sehr kurzen Urlaub."

„Kurzen Urlaub? ... Du bleibst nicht hier?"

„Henriette, Geliebte, du weißt doch ... der Krieg geht weiter."

„Dieser schreckliche Krieg ... soll er unser Glück vernichten?"

„Denke nicht daran, Teure, es wird alles gut werden. Ich muß zur Armee, ich bin Russe und Offizier, du wirst es begreifen."

Demidow muß Henriette alles erzählen, was er erlebt hat.

„Jetzt möchte ich dir etwas vorspielen", sagt Henriette nach dem Bericht Demidows.

Sanft umschlungen schreitet das Liebespaar zum Klavezin.

„Es ist ein Musikstück, das ich während deiner Abwesenheit stundenlang gespielt habe", erklärt Henriette. „Immer von neuem habe ich es angefangen. Denn erst jetzt habe ich den tiefsten Sinn dieser Musik erfaßt. Früher habe ich das Stück zwar auch geliebt, aber nur eine schönklingende Notenfolge darin gesehen. Jetzt aber öffnet sich mir in diesen Klängen das ewige und unergründliche Geheimnis der Liebe."

Henriette spielt die Liebesarie des Ferrando aus Mozarts Oper „Cosi fan tutte".

Demidow lauscht den zarten, innig empfundenen Klängen einer Seligkeit, wie sie nur die Musik ausdrücken kann. Tief gerührt sieht er, wie die Augen der Geliebten sich mit Tränen füllen. Demidow hat während seiner wildabenteuerlichen Reise Henriette weinen und schluchzen gesehen — damals waren es Tränen der Verzweiflung, diesmal sind es Tränen eines unaussprechlichen und kaum faßbaren Glückes. Persönliches Gefühl und die Offenbarung der Musik steigern sich zu einem Rausch.

Demidow springt auf und umfaßt Henriette stürmisch. Jäh bricht die Musik ab.

„Ich möchte Komponist sein", flüstert Demidow, „und ein übermenschliches Genie besitzen, um unsere Liebe in noch nie dagewesenen Melodien und beschwingten Harmonien zu verewigen."

Die Liebenden merken nicht, wie die Zeit vergeht. Sie haben sich immer wieder etwas zu sagen, aber die Wirklichkeit ruft sie in den Alltag zurück.

„Henriette, du mußt mich jetzt entschuldigen. Du wirst verstehen, daß ich erst einmal Anna Philipowna meine Aufwartung mache und ihr Erklärungen über das Vorgefallene abgebe. Zugleich möchte ich Sie bitten, auch für uns die Verlobungsfeier zu richten. Sie wird es sich nicht entgehen lassen, die ganze Nachbarschaft einzuladen."

„Mir wäre es am liebsten, wenn ich niemanden außer dir sehen würde", sagt Henriette. „Eine stille Verlobungsfeier im engsten Kreise — das wäre mein Wunsch. Auch Nadine ist ein ganz anderer Mensch geworden, sie macht sich nichts mehr aus Gesellschaften und ist ganz in sich gekehrt."

„Meine Freude ist so groß, daß ich alles über mich ergehen lassen will, auch den Trubel, den sicher Anna Philipowna aus der Doppelverlobung machen wird", erklärt Demidow, wonach das Liebespaar den kleinen Salon verläßt.

Zur gleichen Zeit sitzt Nadine am Fenster ihres Zimmers und arbeitet an einem Kleid. Seit wann näht die verwöhnte junge Dame, die Prinzessin der Moskauer Salons, die sich ihre Kleider stets bei den ersten französischen Schneiderinnen bestellte, selbst ein Kleid? Nadine hat sich gewandelt. Sie ist häuslich und sparsam geworden.

Das junge Mädchen hört laute Stimmen auf dem Korridor, Ausrufe des Staunens, Begrüßungen ... Sie achtet nicht darauf. Als die Tür auffliegt, steht ... Graefe auf der Schwelle.

„Herbert! Du hier?"

„Nadine."

Nadine fliegt dem Geliebten entgegen.

„Wie ist das nur möglich, daß du hier bist?"

„Dein Brief an Alexej — wir sind bereits gute Freunde und sagen du zueinander — wurde ihm in meiner Gegenwart abgegeben. Wir saßen in einem ungemütlichen Raum, während unsere Generale über

den Abschluß eines Waffenstillstandes verhandelten. Die Sonne ging für uns alle auf. Dein Brief war ein Sonnenstrahl in unserem persönlichen Schicksal."

Graefe erzählt von den furchtbaren Stunden, die er im Hauptquartier Yorcks erlebt hat, von dem Kriegsgericht, das über ihm schwebte und von dem er erst in letzter Minute befreit wurde.

„Meine Ahnung hat mich doch nicht getäuscht", sagt Nadine, „ich wußte, daß du wiederkommst."

„Ich komme wieder, aber ...", Graefes Stimme wird ernst, „der Krieg geht weiter, und ich muß zusammen mit Demidow zurück zu der Armee."

„Diesmal lasse ich dich nicht fort."

„Sei vernünftig, Nadine!" sagt Graefe und streichelt der Geliebten über das braune Haar. „Ich bleibe immer bei dir, aber erst muß die große Sache zu Ende sein."

„Wenn du nicht zurückkommen solltest, dann werde ich dir in den Tod folgen."

„Keine trüben Gedanken, Liebste. Ich glaube an die Vorsehung, die mich bereits einmal gerettet hat, und die mich für dich erhalten wird."

„Nimm mich mit nach Preußen, ich folge dir."

„Sobald der Krieg zu Ende ist."

„Ich möchte auf deinem Gut heiraten. Es ist zwar gegen die Etikette, die verlangt, daß die Hochzeit im Hause der Braut gefeiert wird, aber ich brenne darauf, deine Heimat zu sehen und nach euren Sitten getraut zu werden. Hast du schon deinen Eltern geschrieben?"

Graefe muß lächeln.

„Wohin denkst du, Liebstes, glaubst du, ich hatte Zeit zum Schreiben? Ich saß in dunklen Kammern und bereitete mich zum Kriegsgericht vor. Alles kam wie ein Sturmwind über mich. Mach dir aber keine Sorgen, ich werde meinen Eltern schreiben. Sie werden sich freuen, mich glücklich zu wissen."

„Sie werden sich ärgern, daß du nicht ein Mädchen aus der adligen Nachbarschaft, wie es auch bei uns Sitte ist, zur Frau nimmst."

„Wenn sie dich sehen, werden sie alles begreifen." ...

Nachdem Demidow von Anna Philipowna wegen der Auflösung seiner Verlobung mit Nadine Verzeihung erbeten und erhalten hat, findet eine schnelle improvisierte Festtafel auf Gut Spaskoje statt.

Die Tafel verläuft in gehobenster Stimmung. Demidow und Graefe müssen so viel erzählen, daß sie gar nicht zum Essen kommen. Anna Philipowna schlägt immer wieder die Hände zusammen und kommt aus dem Staunen nicht heraus.

„Es ist alles wahrhaftig ein Fingerzeig des Himmels." Anna Philipowna weiß nichts Besseres zu sagen, um zu zeigen, daß sie mit dem neuen Stand der Dinge sich abgefunden hat.

Im Rausch der ersten Freude haben Demidow und Henriette die lästige Angelegenheit mit Scheremetiew ganz vergessen. Erst allmählich kommt es beiden zum Bewußtsein, daß das Duell, wie ein dunkler Schatten, auf ihrem Glück lastet.

Gegen Abend fährt ein altmodischer, mit pelzverbrämtem Verdeck versehener Schlitten in den Hof von Spaskoje hinein. Aus dem Schlitten steigt eine männliche Gestalt, die in einen kostbaren Pelz mit herrlichem Zobelkragen eingehüllt ist. Graf Scheremetiew!

Der alte Herr verlangt auf der Stelle Henriette Waltz zu sprechen. Er behauptet zu wissen, daß sie sich im Schloß aufhalte.

Henriette ist der Ohnmacht nahe, als ihr Peiniger in den kleinen Salon, ihren Lieblingsaufenthalt, in dem sie mit Demidow sitzt, eintritt.

„Sie hier, mein Herr?" stammelt Henriette.

„Was wünschen Sie, Graf?" beginnt Demidow drohend. „Wie haben Sie den Weg hierher gefunden?"

„Meine Leute haben die Pflicht, alles zu wissen. Es war nicht so schwer, den Spuren der jungen Dame nachzugehen."

„Wollen Sie das Opfer Ihrer Laune auch hier nicht in Ruhe lassen? Ich glaube, zwischen uns ist alles klar, ich stehe Ihnen nach wie vor zur Verfügung."

„Sie irren sich beide, wenn Sie glauben, daß ich mit bösen Absichten hierher gekommen bin. Ganz im Gegenteil. Ich habe meine Schuld eingesehen. Vielleicht ist es die große Zeit, die mich bekehrt hat. Ich bin gekommen, um vor Fräulein Henriette Abbitte zu leisten. Es scheint mir aber, daß ich zugleich ... gratulieren kann."

Henriette ist verlegen. Demidow geht auf Scheremetiew zu und reicht ihm die Hand.

„Wenn Ihre Absichten ehrliche sind, wie ich nicht bezweifeln möchte, ... stehe ich selbstverständlich zu meinem Wort und gebe Ihnen Satisfaktion."

„Das ist nicht mehr nötig, lieber Demidow. Wir wollen Frieden schließen."

Graf Scheremetiew nimmt aus der Tasche einen kostbaren Ring. „Ich habe mir erlaubt, zum Zeichen der Versöhnung diesen Ring mitzubringen, um ihn Fräulein Henriette zu verehren. Es ist ein Geschenk Peters des Großen an meinen Großvater."

Während Henriette zögert, den Ring entgegenzunehmen, sagt ihr Demidow:

„Unter diesen Umständen kannst du ruhig das Geschenk des Grafen annehmen, alles soll vergessen sein. Es würde mir eine Freude sein, wenn Sie, Graf, an unserer Verlobungsfeier, die morgen stattfindet, teilnehmen würden."

„Mit Vergnügen!" ...

Anna Philipowna hat Boten in die ganze Nachbarschaft geschickt, mit Einladungen zum Fest. Sie und Onkel Chomutow wollen sich nicht blamieren, zumal der große Magnat Scheremetiew ihr Gast ist. Sie werden ein Fest veranstalten, wie man es auf Spaskoje noch nicht erlebt hat.

Anna Philipowna hat alle Hände voll zu tun. Sie läuft in der Küche umher, ruft nach Mascha, Glascha, Pascha.

„Meine Brille! Wo ist meine Brille?" fragt Anna Philipowna, während sie die Tafelordnung schreibt.

„Auf der Nase, Barinja", erwidert die Hauptmagd Glascha.

„Ach ja, richtig!..."

Zu der Verlobungsfeier hat Onkel Chomutow seinen leibeigenen Chor aufgeboten. Er kann zwar mit der Theatergruppe des Grafen Scheremetiew nicht konkurrieren, ist aber immerhin ausgezeichnet. Während der Chor zu Balalaika-Klängen lustige Volkslieder zum besten gibt, biegt sich der Tisch — das Service ist allerdings nicht aus Gold, wie bei Scheremetiew, aber aus altem Silber — unter der Last der Speisen. Graefe hat eine solche Menge von Speisen noch nie

im Leben gesehen. Es werden mehrere Suppen serviert mit Pasteten aller Art, Ferkel gebraten und in Meerrettich, Rostbeaf und Hammelfleisch, dazu Buchweizengrütze, sodann Puten und Gänse mit Rotkohl, Eisbomben und Torten. Lakaien in bunten Trachten tragen die Speisen vor, während Mädchen in Nationalkostümen anmutige Tänze vorführen.

Selig sitzen die beiden Liebespaare mitten im Trubel, der sie umgibt. Wie aus der Ferne hören sie die Balalaika-Klänge, den Chor, das brummende Stimmgewirr, das Klappern der Teller und die auf sie niederprasselnden Festreden.

Onkel Chomutow, der solche Festlichkeiten über alles liebt und sie in der letzten Zeit lange genug entbehrt hat, klopft an sein Glas. Alles verstummt. Auf ein Zeichen des Haushofmeisters bricht der Gesang ab.

„Oft stellt das Schicksal", beginnt der Onkel seine wohlvorbereitete Rede, „dem Brautwerber unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Und nicht immer sind es die bösen Schwiegereltern, vor denen der Bräutigam sich in acht nehmen soll. Wir haben vor dieser Doppelverlobung, die wir von ganzem Herzen feiern, erlebt, daß eine Brautfahrt mit kaum vorstellbaren Hindernissen verbunden sein kann. Nach Überwindung aller Schwierigkeiten stehen jetzt unsere teuren Liebespaare vor dem Ziel. Als eine besondere Gnade des Schicksals möchte ich die Tatsache erwähnen, daß gerade diese Fahrt durch die russische Nacht von dem Abschluß eines Vertrages gekrönt wurde, der einem von uns allen ersehnten Zusammengehen Preußens und Rußlands den Weg ebnet. So kann ich abschließend der Hoffnung Ausdruck geben, daß der Brand von Moskau nicht nur zu einer Hochzeitsfackel für zwei glückliche Liebespaare, sondern auch zu einem Fanal für die Befreiung Europas durch die preußisch-russische Waffenbrüderschaft werden wird."

Der Lärm des Festes tönte noch lange hinaus in die stille Winternacht, durch die an der preußischen Grenze die preußischen und russischen Wachtfeuer milde leuchteten.

Die Wachtposten schritten auf und ab, unbekümmert um die Kette der Feuer, die die Stellung der anderen Armee anzeichneten: denn der Gegner von gestern war der Freund von heute geworden ...

Ende.

Schüsse in Saafra

Roman von Josef Riener

Wie ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht" führt uns diese abenteuerlich erregende Geschichte über Ägypten und Transjordanien in die bunte, gefährliche und geheimnisumwitterte Welt Arabiens.

Eine deutsche Frau sucht das Verschwinden eines ihr befreundeten Forschers aufzuklären. Sie folgt seiner Spur durch eine unbekannte phantastische Landschaft und findet ihn schließlich in einem verborgenen Tal in der Zwangsarbeit einer einsamen Silbermine, die von einem räuberischen Scheich beherrscht wird. Unter gefährlichen Abenteuern gelingt es, den Forscher zu retten; aber im letzten Moment wird der Wiedergefundene von einem verräterischen Engländer getötet. Nun ist die unglückliche Frau selbst in höchster Gefahr. Doch die Rettung erfolgt durch einen tapferen Piloten, während unten in der Wüste eine Strafexpedition die Verbrecher zur Ordnung und Buße zwingt.

Ein Roman voller Spannung, Phantasie und Abenteuer! Ein Buch, das den Leser zugleich in die unbekannte Welt Arabiens einführt!

Verlag Karl Curtius, Berlin W 9

Die großen Leidenschaften

Roman von Werner Treuenfels

Die erregenden Jahre 1806 und 1807 mit den Begleiterscheinungen der Niederlage von Jena geben diesem Roman seine dramatische Lebendigkeit und die Fülle seiner Gestalten.

Im Mittelpunkt der Handlung steht die schöne Russin Darja, deren Charakterbild zwischen Gut und Böse schwankt und die in Ereignisse verwickelt wird, die nur in einer Zeit politischer und moralischer Umwälzungen in solch betörendem Glanz in Erscheinung treten können. Darja gibt sich als russische Fürstin aus und gelangt so in Kreise, deren neuwertiger Adel höchst anfechtbar ist, deren Macht aber bestimmend ist für den Tag und die Stunde. Die erste Frau Napoleons und ihre Umgebung, internationale Diplomaten und Offiziere — das sind die interessanten Gestalten, die den Hintergrund der erlebnisreichen Handlung füllen und vor dem sich Darja und ihre Liebhaber abzeichnen.

Ein Roman, der die glitzernde Fragwürdigkeit des Napoleonischen Milieus, aber auch das eigenartige soldatische Gepräge dieser Zeit mit faszinierendem Leben erfüllt.

Verlag Karl Curtius, Berlin W 9

Der Schatz im Ozean

Roman von Carl Otto Windecker

Dies ist der erschütternde Lebensroman der Margareta Moltem, die nach zwanzig Jahren als verwitwete Frau Hammerson in ihre italienische Heimat zurückkehrt. Hier begegnet ihr Vergangenheit und künftiges Schicksal in Gestalt eines Mannes, dem sie schon einmal in tiefer Liebe verbunden war: Robert Reinhard. Sie erschrak vor dieser Begegnung, denn sie fürchtete, den Mörder ihres Mannes immer noch zu lieben. Noch einmal rollt die Zeit ihrer gemeinsamen Vergangenheit ab, ihre Liebe, die Suche nach dem Brillantenschatz auf dem im Ozean versunkenen Schiff „Majory", die Freundschaft mit dem Reeder John Hammerson und sein leichtfertiger Betrug, der zwei liebende Menschen auseinanderriß. Margareta erkennt die Wahrheit und ihren und ihres Kindes wirklichen Beschützer. Die gemeinsame Sorge um die schöne Tochter Henny, die vor dem furchtbaren Schicksal bewahrt werden muß, ein Krüppel zu werden, führt zwei alternde Menschen wieder zusammen. Auch der junge deutsche Architekt Heinz Brückmann erkennt, daß die von ihm durchgeführte Rettung des Mädchens, die Sorge und die Angst um sie, nichts anderes ist als Liebe.

Verlag Karl Curtius, Berlin W 9

Marga und das Abenteuer

Roman von Reinhold Zenz

Das schöne Mädchen Marga träumt die Träume aller jungen Mädchen. Die Sehnsucht nach der Buntheit der Welt, der Mut zum gefahrvollen Abenteuer und die Lust am unbekannten Erleben erfüllt ihr junges Herz. Aber sie ist elternlos und arm, und so scheinen ihre Wunschträume zu zerrinnen.

Da widerfährt ihr ein Unglück, das ihr im wahren Sinne des Wortes Glück und Geld bringt und die Freiheit, zu reisen und das Leben genießend über sich hinweg strömen zu lassen. Sie verläßt die Menschen, denen sie in gemeinsamer Arbeit verbunden war, und reist dem Abenteuer entgegen. Und da gerät sie in ihrer jugendlichen Arglosigkeit in Gefährnisse, die sie zur Wirklichkeit eines echt gelebten Lebens und zu den Menschen zurückführen, die sie wirklich lieben — zum unbekannten Vater und zum Geliebten.

Die Geschichte der Begegnung Margas mit dem Abenteuer ist überstrahlt und durchglüht vom Zauber der Sehnsüchte und Hoffnungen junger Menschen; die fesselnd erdachte Handlung, die uns in das schöne jugoslawische Land hinführt, ist zugleich von klugem Wirklichkeitssinn und guter Menschenkenntnis bestimmt.

Verlag Karl Curtius, Berlin W 9

LEBENSBILDER UND BRIEFSAMMLUNGEN

Mutter und Sohn

Briefe Maria Theresias und Josefs II. Einblicke in das intime Leben ihrer Zeit als historische Dokumente von seltenem Reiz. Mit 24 Abbildungen. 2. Tausend.
Broschiert 2.—. gebunden 4.— RM.

Briefe eines Kaisers

Josef II. an seine Mutter und Geschwister. Eine Auswahl seiner Briefe, gesammelt und übersetzt von Dr. Otto Krack. Mit 12 Abbildungen. 2. Tausend.
Broschiert 1.—, gebunden 2.— RM.

Theodor Storm: Ein Bild seines Lebens

von Gertrud Storm. 2. Band: Mannesalter. Mit 6 Abbildungen und 1 Faksimile.
Broschiert 4.— RM.

Ernst Curtius

Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius.
Broschiert 3.—, gebunden 4.— RM.

Briefe einer Kaiserin

Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde. Mit 12 Abbildungen. 8. Tausend.
Broschiert 2.—, gebunden 4.— RM.

Wilhelms I. Briefe

an seinen Vater König Friedrich Wilhelm III. Diese Briefe sind eine Art Selbstbiographie des alten Kaisers. Ein leuchtendes Bild deutscher Vergangenheit. In einem vierseitigen faksimilierten Brief berichtet der Bräutigam seinem Vater von seiner Verlobung mit Prinzessin Augusta von Weimar.
Broschiert 1.—. gebunden 2.— RM.

Theodor Storms Briefe an Friedrich Eggers

aus den Jahren 1853 bis 1869. Herausgegeben von Heinrich Seidel.
Broschiert 2.—, gebunden 3.— RM.

Lutherbriefe

Martin Luther als Mensch in seinen Briefen. Mit 2 Bildnissen von Martin Luther und Philipp Melanchthon.
Gebunden 1.— RM.

VOM WELTKRIEG

Maubeuge, Aisne, Verdun

Nach persönlichen Erlebnissen und auf Grund der Kriegsakten von v. Zwehl, General der Infanterie. Mit zahlreichen Bildern, Skizzen, Karten und Anlagen.
Broschiert 6.— RM.

Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde

von H. Frobenius, Oberstleutnant a. D. Broschiert 1.50 RM.

Deutscher Heldenhumor

von L. Baron von Falkenstein, herausgegeben von Leopold Graf von Kalckreuth.
Gebunden 1.— RM.

KUNSTGESCHICHTE

Michelangelo Buonarroti

Sein Leben und seine Werke. Jugendjahre. Dargestellt von Professor Karl Frey.
Halblederband 9.—, Leinen 7.— RM.

Faust

Vom Ursprung bis zur Verklärung durch Goethe. Von Professor Oskar Schade.
Broschiert 4.— RM.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den

VERLAG KARL CURTIUS · BERLIN W 9

Potsdamer Straße 2 · Fernruf: Berlin 22 30 16 und 22 30 17

ZUM FILM EIN BUCH!

Die „Aktuellen Filmbücher" allseits freudig begrüßt

Jeder Band nur 10 Pfennig

Die „Aktuellen Filmbücher" wenden sich an die Millionen Menschen, die jährlich den deutschen Film besuchen.
Sie erzählen in spannender novellistischer Form den Filmstoff. Ausführlich, lebendig und stilistisch sorgfältig formuliert.
Sie berichten darüber hinaus in flotter Form über alles Wissenswerte zum Thema Darsteller, Regie und Mitarbeiter.
Sie besuchen die Arbeitsstätten des Films, die Ateliers, und sind auch an Außenaufnahmen stark interessiert.
Sie bringen in bestem Kupfertiefdruck viele Szenenbilder, ganzseitige Starphotos, Heimaufnahmen, Atelierbilder.
Sie sind voll Anekdoten, Zeichnungen und Karikaturen, wie es sich für eine vielseitige und kurzweilige Lektüre gehört.
Wer die „Aktuellen Filmbücher" liest, hat mehr vom Film.
Sie haben einen Umfang bis zu 64 Seiten und sind reich illustriert.
Alles, was über das Filmgeschehen zu berichten ist, wird hier erzählt.
So entsteht die Filmbibliothek für jedermann.

So reichhaltig ist schon jetzt die Auswahl:

1. Achtung! Aufnahme!
2. Film ist Kunst
3. Ein Mann auf Abwegen
4. Autor und Regie (Liebeneiner)
5. Die gute Sieben
6. Der Feuerteufel
7. Jud Süß
8. Das Abenteuer lockt
9. Gefährliche Frauen
10. Casanova heiratet
12. Hans Söhnker
13. Kleider machen Leute
15. Johannes Riemann
16. Aus erster Ehe
17. Pedro soll hängen
19. Ein Robinson (Tagebuch eines Matrosen)
20. Stern von Rio
21. Donauschiffer
22. Seitensprünge
23. Was wird hier gespielt?
24. Lachen und Lieben
25. Die Geierwally
26. Alles Schwindel
27. Der Fuchs von Glenarvon
28. Brigitte Horney
29. Die drei Codonas
31. Lotterie der Liebe
32. Humor im Film
33. Das sündige Dorf
34. Luis Trenker
35. Golowin geht durch die Stadt
36. Tat ohne Zeugen

37. Der 7. Junge
38. Wer spricht für wen?
39. Schiffbruch im Pazifik
40. Die Kunst, Drehbücher zu schreiben
41. Krambambuli
42. Alarm im Warenhaus
45. Fahrt ins Leben
46. Die Nachtigall von San Marco
47. Ihr Privatsekretär
48. Angelika
49. Leidenschaft
50. 17 sehen Grethe Weiser
51. Der rettende Engel
52. Meine Tochter tut das nicht
53. Polterabend
54. Herz ohne Heimat
55. Lauter Liebe
56. Frau nach Maß
57. Achtung, Feind hört mit!
58. Wiener Geschichten
59. Weltrekord im Seitensprung
60. Nanette
61. Mein Mann darf es nicht wissen
65. Der Sündenbock
66. Feuertaufe
67. Heinz Rühmann
68. Film — Brücke zur Welt
69. Kinder, wie die Zeit vergeht
70. Skandal um Dora
71. Film und Theater
72. Trenck, der Pandur
73. Olga Tschechowa
74. Das Soldatenglück
75. Die gläserne Brücke
76. Einquartierung
77. Drei Lilien
78 Ist Dr. Moreno schuldig?
79. Zirkus Horvath brennt
80. Frühlingsbummel durch das Mittelmeer
81 Himmelsstürmer
82. Letzte Runde
83. Kinder vor der Kamera
84. Große deutsche Filmregisseure
85. Technisches Personal
87. Tschapperl
88. Traummusik
89. Herz, modern möbliert
90. Gill und der Stern
91. Die deutschen Filmtheater
92. Maskenbildner — Modeberater — Requisiteur
93. Filmmusik bis zum Tonfilm
94. Musik und Tonfilm
95. Der Barbier von Sevilla
96. Das himmelblaue Abendkleid

Die „Aktuellen Filmbücher" sind kein Prospekt, kein Bilderkaleidoskop, sondern vollwertige Bücher mit anspruchsvollem Niveau, praktisch und preiswert.

Sie erhalten sie überall dort, wo Sie dieses vorliegende Buch erhalten haben.

VERLAG KARL CURTIUS · BERLIN W 9
Potsdamer Straße 2 · Fernruf: Berlin 22 30 16 und 22 30 17